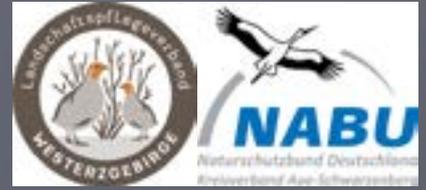


Ausgabe 2/2024



Lebendige Vielfalt im Westerzgebirge

Landschaft, Pflanzen, Tiere

Das Birkhuhn im Erzgebirge

Der Luchs im Erzgebirge

Der Safranapfel

Windkraft im Wald





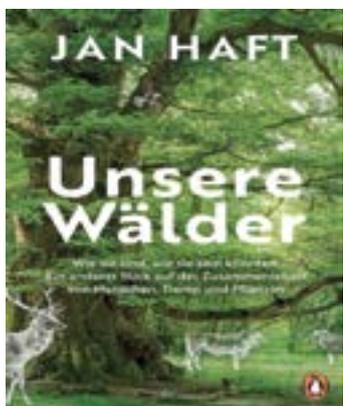
Wie geht es der Natur in Deutschland? Nicht gerade blendend, das wissen wir alle. Wer es aber ganz genau wissen will, dem steht jetzt eine Mammut-Datensammlung zur Verfügung, wie es sie bisher in diesem Umfang nicht gab. Über 150 Autoren aus verschiedensten Disziplinen haben den aktuellen Wissensstand zusammengefasst. Außerdem liefern sie die Ursachen, Trends und mögliche Handlungsfelder. Dazu werden sechs Lebensräume (Agrar- und Offenland, Wälder, Gewässer und Auen, urbane Räume und Boden) detailliert betrachtet. Das Ergebnis ist, dass über die Hälfte der Lebensraumtypen Deutschlands sich in einem ungünstigen Zustand befinden. Die Bestände vieler Arten sind weiterhin rückläufig und ein Drittel der untersuchten Arten ist gefährdet. Besorgnis erregende Nachrichten, denn biologische Vielfalt und vielfältige Ökosysteme sind essenziell auch für uns Menschen. Aber auch positive Entwicklungen sind erkennbar und zeigen, dass sich biologische Vielfalt erholen kann, wenn die Ursachen beseitigt oder reduziert und die Qualität von Lebensräumen verbessert werden. Wir Menschen und unser Lebensstil sind die wesentliche Ursache und haben es selber in der Hand, diese Entwicklungen zu stoppen und umzukehren. Der „Faktencheck Artenvielfalt“ zeigt ermutigende Beispiele auf, wie eine Wirtschaftsweise mit und nicht gegen die biologische Vielfalt funktionieren kann.

Das umfangreiche Werk ist neben der Druckfassung auch über open access als PDF-Download über die Internetseite des oekom Verlags kostenlos verfügbar. Außerdem gibt es eine 96-seitige Zusammenfassung für 24,00 Euro.

Christian Wirth, Helge Bruelheide, et al. (2024): Faktencheck Artenvielfalt. Bestandsaufnahme und Perspektiven für den Erhalt der biologischen Vielfalt in Deutschland. oekom Verlag, 1256 Seiten, 149,00 €



Das Buch beschäftigt sich umfassend mit einer häufig wenig beachteten Welt, die Welt der Nacht und der Dunkelheit, die immer mehr unter die Räder kommt, weil das Licht auch die Nacht erobert und die Bereiche in unserer Umwelt ohne künstliche Lichtquellen mehr und mehr zur Seltenheit werden. „Es werde Licht“ wird in diesem Zusammenhang Schritt um Schritt von der Frohen zur Hiobsbotschaft und zu einem weiteren apokalyptischen Reiter. Lichtverschmutzung nennt man das heute, eine „Krankheit“, die rasant um sich greift und weite Teile der Welt vielleicht unheilbar infiziert hat. So richtig bewusst wird einem das, wenn man Fotos von der Erde bei Nacht aus dem All betrachtet. Die Lichtverschmutzung ist längst zu einem mitentscheidenden Faktor beim Niedergang der biologischen Vielfalt geworden, zum Beispiel beim eklatanten Schwinden der Insektenwelt. Wir Menschen können einigermaßen damit Leben, viele Pflanzen und Tiere offensichtlich nicht. Wieso, weshalb, warum, damit beschäftigt sich dieser Augenöffner von Buch des schwedischen Zoologen, Naturschützers und renommierten Fledermausexperten. Nach der Lektüre betrachtet man die Welt mit neuen Augen. Man erfährt, dass der menschliche Blick nur einer von unendlich vielen ist, wie völlig anders andere Wesen diese Welt betrachten und welche entscheidende Rolle dabei der Wechsel von Tag und Nacht spielt, der in immer mehr Lebensräumen verloren geht, tiefgreifenden Veränderungen unterliegt und die Lebewesen verwirrt, die dort ihr Auskommen finden müssen. Eine hinreißende Ode auf die Nacht, die man sich nicht entgehen lassen sollte. Johan Eklöf (2022): Das Verschwinden der Nacht. Wie künstliches Licht die uralten Rhythmen unserer Umwelt zerstört. Droemer Verlag, 235 Seiten, 22,00 €



Jan Haft blickt mit dem Blick des Biologen und Naturfilmers auf den Wald, nicht mit dem des Försters. Nicht allein die Bäume stehen im Mittelpunkt, sondern das vielfältige Netzwerk von Pflanzen und vor allem Tieren, das sich dort entdecken lässt. Er stellt uns die reiche Palette der unterschiedlichen Nutzungsformen und die enorme Artenvielfalt vor, die daraus resultiert. Dabei lernen wir die kuriosesten Gestalten und ihr noch kurioseres Leben kennen. Jan Haft hat eine Vorliebe für (leider) aus der Mode gekommene Nutzungsformen des Waldes wie Mittelwälder, Weidewälder oder er erinnert uns beispielsweise daran, dass die Honigbiene einst ein Waldbewohner war. Ein hinreißendes Plädoyer für die Vielfalt der Waldformen und Waldnutzungen und ein enorm wichtiger Beitrag zu den Diskussionen über die Zukunft unserer Wälder. Der eindrucksvolle Bildteil und 23 kurze Ausflugstipps für Waldbesuche in Deutschland, Österreich und der Schweiz machen das Buch noch interessanter.

Als Ergänzung oder für alle, die lieber den „laufenden Bildern“ den Vorrang geben, denen sei seine dreiteilige Naturdokumentation (ARD-Mediathek) „Unsere Wälder“ zu den Themen dieses Buches ausdrücklich empfohlen.

Jan Haft (2024): Unsere Wälder: Wie sie sind, wie sie sein könnten: Ein anderer Blick auf das Zusammenleben von Menschen, Tieren und Pflanzen. Penguin Verlag, 256 Seiten, 24,00 €

Inhalt

Titelthema

- 4 Das Westerzgebirge
Von Vielfalt, Eigenart und Schönheit einer Landschaft
- 10 Das Birkhuhn
Der Charaktervogel des Erzgebirges
- 14 Auf Samtpfoten unterwegs im Erzgebirge
Luchse in ihrer neuen alten Heimat in Sachsen
- 17 Vom Geruch und Geschmack der Bergwiesen
- 19 Waldbewohner in Warnfarbe - der Feuersalamander
- 21 „Wu da Wälder hamlich rausch'n“
Windkraft im Wald - Fluch oder Segen?
- 26 Biosphärenreservat „Westerzgebirge“ - warum?

Aus unserer Arbeit

- 24 Natur- und Kulturerbe im Dialog
LEADER-Projekt zum Thema Bergbau und Natur
- 2 Lebendige Vielfalt im Westerzgebirge 2/2024

28 Der Safranapfel

Allgemeines

- 2 Literaturhinweise
- 3 Editorial, Impressum

Diese Zeitschrift wurde über ELER gefördert. Zuständig für die Durchführung der ELER-Förderung im Freistaat Sachsen ist das Staatsministerium für Energie, Klima, Umwelt und Landwirtschaft (SMEKUL), Referat Förderstrategie, ELER-Verwaltungsbehörde.





Blick zum Steinberg bei Zschorlau, Foto: Matthias Scheffler

„Die Landschaft dauert länger als das Individuum. Inzwischen wartet sie auf das Verschwinden des Menschen, der sie verwüstet ohne Rücksicht auf seine Zukunft als Gattungswesen.“

Heiner Müller (1929-1995), „Krieg ohne Schlacht. Leben in zwei Diktaturen“

Liebe Leserinnen und Leser,

Heiner Müller, ein deutscher Dramatiker, den außerhalb der Kunstszene vermutlich nur noch wenige kennen, hatte einen kühlen, realistischen Blick auf die Dinge und vor allem die Gabe, die Ergebnisse seines Röntgenblicks in Form von prägnanten, treffenden Worten zum Ausdruck zu bringen. Er stammte übrigens aus dem Erzgebirge, wurde in Eppendorf geboren und arbeitete einige Jahre in Frankenberg, aber das nur nebenher.

Und so gelingt ihm natürlich mit dem angeführten Zitat aus seiner Autobiografie auch ein recht schonungsloser und ernüchternder Blick auf die Landschaft und das, was dort vorgeht, ein Volltreffer und Tiefschlag, bei dem man in die Knie gehen und die Sache für erledigt erklären könnte. Denn leider ist man immer häufiger gezwungen ihm zuzustimmen, wenn man durch die Lande fährt oder Satellitenbilder von diesem Planeten betrachtet, die die Invasionsfähigkeit des Menschen sehr bild- und symbolhaft zum Ausdruck bringen. Viele Landschaften sind dabei, ihr eigentliches Gesicht zu verlieren oder haben es längst verloren, und der Grund dafür ist, das lässt sich schwer leugnen, die Gattung Mensch und ihre durchaus einmalige Art, mit ihrer Umwelt umzugehen, sie zu verwüsten oder umzukrempeln, als gäbe es kein Morgen. Unsere Region allerdings, auch das ist uns schwer erkennbar, ist bisher recht glimpflich davongekommen, obwohl auch hier schon seit fast einem Jahrtausend fleißig herumgewerkelt wird. Die Ursache für diesen glücklichen Umstand dürfte wohl vornehmlich darin zu suchen sein, dass Gebirge der menschlichen Nutzung mehr natürlichen Widerstand entgegensetzen als viele andere Landschaften. Man kann der Region jedenfalls eine gewisse Natürlichkeit oder zumindest Naturnähe auch heute noch kaum absprechen und das ist in diesen Zeiten fast wie ein Sechser im Lotto, bei dem man zu unerwartetem Reichtum gelangt ist, den man bewahren und mehren und nicht leichtfertig aufs Spiel setzen sollte.

In diesem Heft wollen wir versuchen, diesem Reichtum ein Gesicht zu geben, sozusagen aufzeigen, wie unsere „Wohnung“ derzeit möbliert ist und was sie an Vielfalt, Eigenart und Schönheit so alles zu bieten hat. Wir stellen einige typische Mitbewohner aus Tier- und Pflanzenwelt vor. Und wir versuchen auch einen scheuen, vorsichtigen Blick in die Glaskugel, um zu erkunden, was uns in den kommenden Jahren an „Besuchern“ so alles ins Haus stehen könnte. Welche man lieber abweisen und welche mit offenen Armen empfangen sollte. Was wir konkret damit meinen, werden Sie in den folgenden Ausführungen schnell feststellen. Dabei wird hoffentlich auch deutlich werden, dass wir eine Menge zu verlieren haben und dies nur verhindern können, wenn wir einen naturverträglichen, nachhaltigen Umgang mit dem Naturraum pflegen. Dass wir bei alledem als Naturschützer vielleicht einen etwas speziellen Blickwinkel haben,

das räumen wir gerne von vornherein ein.

Letztendlich treibt uns auch ein wenig die Hoffnung, dass Heiner Müllers Schreckensszenario nicht eintritt oder zumindest noch recht lange auf sich warten lässt. Und natürlich kann man die Dinge auch völlig anders sehen, weniger dramatisch als ein deutscher Dramatiker. Sozusagen als Beleg dafür, als eine Art Gegengift und optimistischen Ausklang präsentieren wir ausgerechnet wieder einen deutschen Dramatiker. Diesmal einen Preußen, geboren in Frankfurt an der Oder, Heinrich von Kleist nämlich, den es auf seiner Reise mit der Postkutsche von Dresden nach Würzburg im Herbst 1800 auch ins Erzgebirge verschlagen hat, wenn auch nur flüchtig:

„O welch ein herrliches Geschenk des Himmels ist ein schönes Vaterland! Wir sind durch ein einziges Tal gefahren, romantisch schön. Dorf an Dorf, Garten an Garten, herrlich bewässert, schöne Gruppen von Bäumen an den Ufern, alles wie eine englische Anlage. Jeder Bauernhof ist eine Landschaft. Reinlichkeit und Wohlstand blickt aus allem hervor. Man sieht aus dem Ganzen, daß auch der Knecht und die Magd hier das Leben genießen. Frohsinn und Wohlwollen spricht uns aus jedem Auge an. Die Mädchen sind zum Teil höchst interessant gebildet. Das findet man meistens in allen Gebirgen. Wahrlich, wenn ich Dich nicht hätte ...“

Heinrich von Kleist (1777-1811), „Werke und Briefe“, Band 4

Ein wenig in der Hoffnung, dass seine lobenden Worte, die er vor über 200 Jahren für das Gebirge fand und die man auch heute noch mit etwas gutem Willen unterschreiben könnte, auch in 200 Jahren noch Gültigkeit haben werden. Das wäre schön, für die Region und all ihre Bewohner.

Karolin Prott, Constanze Schwabe
Landschaftspflegeverband West erzgebirge e.V.
Matthias Scheffler
NABU Aue-Schwarzenberg e.V.

Impressum

„Lebendige Vielfalt im West erzgebirge“ erscheint in loser Folge

Herausgeber
Landschaftspflegeverband West erzgebirge e.V.
Dorfstraße 48
08289 Schneeberg OT Lindenau
Tel. 03772 24879 / Fax 03772 395581
info@pvwest erzgebirge.de
www.lpvwest erzgebirge.de
www-naturkultur-west erzgebirge.de
www.natur-im-erzgebirge.de

NABU Aue-Schwarzenberg e.V.
Türkstraße 8
08321 Zschorlau
Tel. 03771 458167
scheffler_matthias@t-online.de
www.nabu-aue-schwarzenberg.de

Redaktion

Karolin Prott, Constanze Schwabe, Matthias Scheffler

Titelbild

Jan Gläßer

Herstellung

Druckerei Rockstroh, Aue

Auflage

2.000

Redaktionsschluss

30.09.2024

Alle in der Zeitschrift enthaltenen Beiträge sowie Abbildungen sind urheberrechtlich geschützt. Jede Veröffentlichung bedarf der Zustimmung der Herausgeber.



Das Westerzgebirge

Von der Vielfalt, Eigenart und Schönheit einer Landschaft

„Die Verwissenschaftlichung der Landschaftsbetrachtung ist also gewiß kein Mittel zur Bewahrung dessen, was uns als Landschaft verblieb. Natur ist überhaupt verloren, wenn ihre Konkursverwalter, die Naturschützer, sich von den Technokraten auf das Gleis der sogenannten Sachlichkeit schieben lassen; wenn sie anfangen, vor dem stets gegenwärtigen Vorwurf der Emotionalität zu weichen.“

Landschaft als seelische Zusammenschau von Erscheinungen, die eine Gegend charakterisieren, ist nur erlebbar, zu quantifizieren ist sie nicht. Man kann wohl ihre Elemente im Computer zu einer handlichen Formel für Raumverplaner summieren, ihre Ästhetik nie. Landschaft, sinnlich begriffen, hat nur einen Wert, keinen Preis. Daher rühren die Konflikte zwischen den Naturschützern und jenen, die Natur als Ware begreifen und den Wert von nichts, dafür aber den Preis von allem kennen.“

Horst Stern (1922-2019)



Foto: Matthias Scheffler

Zum Einklang

Was würde man erzählen, wenn man als Einheimischer einem Besucher seine Heimatgegend innerhalb einer Minute beschreiben sollte? Natürlich würden einem sofort die gängigen Klischees einfallen wie Weihnachtsland, Bergbautradition, nette, gastfreundliche Bewohner, die diesen Landstrich charakterisieren. Aber ist das tatsächlich eine ausreichend treffende Beschreibung, ist das tatsächlich das Wesentliche, was wir zu dieser Mittelgebirgsregion vorzubringen haben, unserer Heimat, in der wir aufgewachsen sind, die uns geprägt hat, in der wir schöne und auch weniger schöne Tage verbracht und Dinge erlebt haben?

Selbstverständlich ist es schön zu Weihnachten im immer selten verschneiten Erzgebirge, wenn die echten und künstlichen Kerzen die Zimmer und Häuser, Dörfer und Städte erhellen und der frisch gebackene Stollen und die Weihnachtsgans einem das Leben versüßen. Selbstverständlich hat das Erzgebirge eine durchaus einmalige Bergbaugeschichte, die ihm förmlich in die Wiege gesungen und in den Namen gelegt worden ist, mit seinen sehenswerten Bergbaulandschaften, Bergbaudenkmälern und den vielfältigen Traditionen, die maßgeblich auf den Bergbau zurückgehen.

Für viele mag das das Wesentliche sein, wir gehören – bei allem Verständnis für eine solche Sichtweise – einer anderen Fraktion an. Für uns liegt der eigentliche Schatz des Erzgebirges (früher wie heute) nicht unter, sondern über der Erde, nämlich in Form

einer mannigfaltigen, sehenswerten und erholsamen Natur und Landschaft mit einer vielfältigen Pflanzen-, Tier- und Menschenwelt. Wir sollten bei aller Anerkennung nicht aus dem Auge verlieren, dass es sich auch beim Bergbau um einen Wirtschaftszweig mit beachtlichen Auswirkungen auf Natur und Landschaft handelt und bei weitem nicht nur positiven. Auch wenn sich im Rahmen des in unserer Region üblichen Erz-



Fundgrube Gesellschaft 1926, Quelle SLUB, Foto: Oskar Kaubisch



FND „Türkschachthalde“, Foto: Matthias Scheffler

bergbaus vieles „unter der Decke“ abspielt und nicht so offensichtlich zu Tage tritt wie bei anderen Formen; beispielsweise dem Braunkohleabbau, wo ganze Landschaften von den Füßen auf den Kopf gestellt werden und nicht mehr wiederzuerkennen sind. Gravierendere Schäden sind der Region zum Glück erspart geblieben.

Derzeit werden die Karten völlig neu gemischt. Im Rahmen der Umstellung von den fossilen zu den regenerativen Energieträgern und solcher Entwicklungen wie der Digitalisierung wirft man wieder begehrlische Blicke auf die erzgebirgischen Bodenschätze und die an vielen anderen Orten. In diesen Tagen, als wir diese Worte zu Papier bringen, gehen in Serbien Zehntausende auf die Straße, um gegen den Abbau des derzeit größten bekannten Vorkommens von Lithium in Europa zu protestieren, an dessen Gewinnung auch weitere EU-Staaten wie Deutschland großes Interesse bekundet haben. Wären wir egoistisch, würden wir uns die Umsetzung des Vorhabens wünschen, weil damit die Chancen auf rentable Vorhaben im Erzgebirge sinken, die ja in ihren Planungen schon recht weit fortgeschritten sind und gewissermaßen in den Startlöchern stehen. Das sind wir natürlich nicht und wünschen den serbischen Menschen

maximale Erfolge bei der Bewahrung ihrer Heimat, bei ihrem Kampf um saubere Luft, sauberes Land und sauberes Wasser. Nun unterscheidet sich Deutschland in vielerlei Hinsicht von Serbien. Aber wir sollten uns wohl besser nicht der Illusion hingeben, dass eine Renaissance des Erzbergbaus ohne gravierende Auswirkungen auf den Naturraum bleiben würde.

Noch stärker dürfte jedoch – zumindest vorerst – wie vielerorts der Druck auf die hiesige Umwelt durch den enormen Flächenbedarf zur Nutzung von Sonnen- und Windenergie werden. Was wir dabei im Erzgebirge zu verlieren haben und was da eventuell auf uns zurollt, damit wollen wir uns in diesem Heft beschäftigen. Beginnen möchten wir mit einer kurzen Charakterisierung dieses Landstrichs, also dem schon oben erwähnten eigentlichen Schatz, den wir hüten sollten wie unseren Augapfel.

Vom Erzgebirge, seiner Vielfalt, Eigenart und Schönheit

Das Erzgebirge wird oft als ein typisches deutsches Mittelgebirge bezeichnet. Aber was sagt das schon? Besucht man den Schwarzwald, den Harz oder andere Mittelgebirgsregionen oder selbst den mittleren oder östlichen Teil des Erzgebirges, dann sehen sie alle irgendwie anders aus und man entdeckt oft mehr Unterschiede als Gemeinsamkeiten. Das typische deutsche Mittelgebirge ist also eher eine Schimäre und bringt uns kaum weiter bei dem Versuch, unsere Region einigermaßen treffend zu kennzeichnen. Oft greift man bei der Beschreibung und Charakterisierung von Landschaften auf solche Kriterien wie Vielfalt, Eigenart und Schönheit zurück. Obwohl dies mitunter schwierig und viel Subjektivität im Spiel ist, wollen auch wir uns in Ermangelung einer besseren Idee zumindest lose an diesen Strohalm klammern, um uns dem Naturraum Erzgebirge und speziell dem westlichen Teil zu nähern.

Fangen wir mit einer Eigenart oder Besonderheit an, die die Geschichte dieses Landstrichs entschieden geprägt hat und das bis heute, nämlich der zwar relativ späten, aber letztendlich für ein Mittelgebirge sehr intensiven Besiedlung:

„Daß man sich in einer überaus dicht besiedelten Gegend befindet, lehrt der Blick von fast jeder erzgebirgischen Höhe. Selbst Strecken, die man in andern Gebirgen gern dem Walde läßt, sind zu Fluren verwandelt, aus den Windungen der Thäler und von kahlen rauhen Höhen werden überall große Mengen grauer Schindeldächer sichtbar. Wo irgend der Pflug gehen konnte, da ist der Wald verschwunden. Man findet, wo man schlichte Ackerbau-dörfer vermuthet, schmucke Städtchen, und in waldigen Thälern, wo man kleine Weiler voraussetzt, in denen einige Holzhauer und Köhler wohnen, hat man halbe Stunden lang, ja eine Stunde lang zu gehen, um das Dorf zu durchwandern. Das ganze Gebirg erscheint wie ein wimmelnder Ameisenhaufen; man staunt, wenn man die Schuljugend eines solchen Dorfes aus der Thür der Schule, die fast immer eines der ansehnlichsten Gebäude des Ortes darstellt, hervorströmen sieht. Ist es doch, als schwirrten unzählige Bienen aus dem Flugloche ihrer Behausung.“

Berthold Sigismund (1819-1864), „Lebensbilder vom sächsischen Erzgebirge“, 1859

Berthold Sigismund, von dem diese Sätze stammen, war kein Erzgebirger, sondern ein Thüringer, ein sehr vielseitiger Mann: Arzt, Pädagoge und Schriftsteller. Er hat wegen seiner Beschreibung unserer Region, die wir hier leider nicht ausführlicher vorstellen können, von den hiesigen Lokalmatadoren viel Prügel bezogen. Dem schließen wir uns keinesfalls an, denn im Großen und Ganzen zeichnet er sich durch einen klaren, kritischen Blick aus, malt die Dinge nicht schöner als sie sind und bringt es schon vor 150 Jahren auf den Punkt, woran dieses Gebirge bis heute zu tragen hat: die verhältnismäßig dichte Besiedlung. Und

das, obwohl die damaligen Gegebenheiten noch geradezu idyllisch waren im Vergleich zu heute, denn insbesondere Technik und Verkehr steckten noch in den Kinderschuhen.

Bergbau, Hüttenwesen und die nachfolgende Industrialisierung, die maßgeblich zu dieser Überschwemmung mit Menschen in mehreren Wellen führten, haben diese Landschaft lange Zeit



Blick auf Schneeberg und Neustädte, Foto: Matthias Schffler geprägt. Natürlich war das auch in anderen Mittelgebirgen ähnlich, aber eher nicht in diesem Ausmaß und dieser Breite wie im Erzgebirge. Das Erzgebirge war und ist durchaus keine Idylle, diesem Trugbild sollten wir uns nicht hingeben, weder als Bewohner noch als Besucher. Es ist eines der am dichtesten besiedelten Mittelgebirge Mitteleuropas und das bleibt einem durchaus nicht verborgen, wenn man wie Sigismund Augen und Ohren aufmacht. Menschen wollen leben, essen und arbeiten – jedenfalls die meisten – und wo gehobelt wird, da fallen bekanntlich Späne und die lösen sich häufig nicht mehr völlig in Wohlgefallen auf.

Allerdings gibt es in der Besiedlungsdichte innerhalb der Region merkbare Unterschiede. Im Westerzgebirge beispielsweise liegen Welten zwischen dem fast ein wenig großstädtisch anmutenden Zentrum um Aue, Schneeberg und Schwarzenberg und dem nahezu menschenleeren Kamplateau auf böhmischer



Blick auf das (ehemalige Sauerzack/Rolava, Foto: Matthias Scheffler Seite. Die Besonderheiten bei der Besiedlung haben gemeinsam mit den naturräumlichen Gegebenheiten damit auch einen erstaunlichen Abwechslungsreichtum und eine landschaftlicher Vielfalt hervorgebracht, die wohl ihresgleichen sucht. In kaum einem anderen Mittelgebirge kann man die unterschiedlichen Formen und Intensitäten der menschlichen Betätigungen und deren Auswirkungen auf Natur und Landschaft besser und in solcher Vielfalt beobachten und studieren als im Erzgebirge, sei es im Wald, Moor oder Offenland, bei den Gewässern oder im Siedlungsraum.

Nichtsdestotrotz: Wo viele Menschen wohnen und arbeiten, da geht es naturgemäß fast allen natürlichen und naturnahen

Lebensräumen besonders gründlich an den Kragen und die in ihnen lebenden Pflanzen und Tiere haben es besonders schwer, vor allem sensiblere Arten, die sich mit unserer ständigen Allgegenwärtigkeit nicht so recht anfreunden können. Dieser Aderlass ist auch im Erzgebirge nicht zu leugnen. Umso erstaunlicher und erfreulicher ist es, dass das Gebirge heute dennoch über eine recht gute Naturlandschaft verfügt, einen beachtlichen Reichtum an Naturschönheiten und an wertvollen Lebensräumen, Pflanzen und Tieren aufzuweisen hat. Ein deutlicher Beleg dafür ist auch die Vielzahl an Naturschutz- und Landschafts-



Flächennaturdenkmal (FND) in Carlsfeld, Foto: Matthias Scheffler
schutzgebieten, Flächennaturdenkmalen sowie zahlreichen europäischen Schutzgebieten (FFH- und Vogelschutzgebiete). Nicht unerwähnt bleiben darf der Naturpark Erzgebirge/Vogtland, der große Teile der Region einnimmt.

Eine ähnliche Eigenart und Besonderheit, die auch enge Berührungspunkte mit den eben gemachten Ausführungen hat, ist die Grenzlage zwischen Sachsen und Tschechien, die das Gebirge unverwechselbar machen. Die wechselvolle Geschichte und besonders die nach dem 2. Weltkrieg durchgeführte Räumung vieler grenznaher Dörfer sowie die anderen gesellschaftlichen Entwicklungen in Tschechien haben – zumindest im Offen- und Halboffenland und im Siedlungsraum – eine merklich andere Landschaft entstehen lassen als auf deutscher Seite. Die sehr extensive landwirtschaftliche Nutzung und die geringe Besiedlung



Extensive Beweidung in Rudne, Foto: Matthias Scheffler
lassen es zu, dass das Artenspektrum – gut erkennbar an der Vogelwelt – in durchaus beträchtlichem Maß über dem auf sächsischer Seite liegt, obwohl die natürlichen Gegebenheiten naturgemäß sehr ähnlich sind. Dies führt auch zu dem nicht ganz uninteressanten Effekt, dass man das erhebliche Potenzial des Naturraums, das das Erzgebirge auch heute noch hat, und die Formen der Nutzung, die zu mehr Artenvielfalt führen können – hier häufig großflächige extensive Beweidung –, sozusagen brühwarm präsentiert bekommt. Das bietet dem Naturschutz

auf sächsischer Seite die Gelegenheit und Chance, bestimmte Erkenntnisse für einen erfolgreichen Schutz und Erhalt der Tier- und Pflanzenwelt abzuleiten und umzusetzen. Leider ist das in der Praxis schwieriger und komplizierter als es aussieht.

Besonderheiten des westlichen Erzgebirges

Wir wollen nun den westlichen Teil des Gebirges noch ein wenig genauer skizzieren.

Es ist nicht sonderlich schwer, diesem das Prädikat „Vielfältige Landschaft“ zuzuschreiben. Vor allem wenn man es real oder auch nur vor dem geistigen Auge in vertikaler Richtung von Nord nach Süd durchwandert, ergeben sich ständig wechselnde Bilder. Von etwa 330 Meter Höhe über NN, wo die Mulde zwischen Hartenstein und Wildbach das Gebirge durchsticht, geht es bis auf 1014 Meter hinauf auf den Gipfel des legendären Auersbergs. Und dann wieder hinab bis ins Tal der Eger am Fuß des böhmischen Teils des Westerzgebirges, wobei wir dann wieder bei etwa 370 Meter Höhe angelangt wären. Auf 40 Kilometern Luftlinie hat man also zweimal einen Höhenunterschied von reichlich 600 Meter hinter sich gebracht, was bei den Jahresdurchschnittstemperaturen in etwa einem Wechsel von 7 Grad auf 4,5 Grad zur Folge hat. Eine solche Berg- und Talfahrt schlägt sich also nicht nur in den Knochen, sondern auch in den klimatischen Verhältnissen nieder. Wenn man es einmal auf etwas landläufige Art ausdrücken möchte, dann dürfen sich die schneeerprobten Carlsfelder zwei Monate länger über die wei-



Winter 2018/19 in Prebusz/Frühbuß, Foto: Matthias Scheffler
ße Pracht im Winter freuen als die Wildbacher. Aber nicht nur Schnee, auch eine Menge Wasser geht auf deren Köpfe nieder, jedenfalls bisher. Das fast ein wenig ozeanisch gefärbte Klima und die vorherrschenden Westwinde bringen es mit sich, dass das Westerzgebirge in dieser Hinsicht zu den begünstigten Regionen gehört. Mit einem Jahresdurchschnitt von etwa 800 mm in den unteren, 1000 mm in den mittleren und bis zu 1200 mm in den Hochlagen darf man rechnen. Nicht ohne Grund also ist die Region reichlich gesegnet mit natürlichen Wasserspeichern wie den Hochmooren, vor allem in der Kammregion. Aber auch künstliche Bauwerke wie die Talsperren sind keineswegs zufällig in den Tälern verortet und verleihen dem Westerzgebirge eine außerordentliche Bedeutung für die Wasserversorgung von Bevölkerung und Wirtschaft weit über die Region hinaus.

Auch die daraus resultierende Vielzahl und Vielfalt an Flüssen und Bächen kann man als eine Folge dieses Wasserreichtums und ein wesentliches Merkmal dieser Landschaft bezeichnen. Friedrich Ratzel (1844-1904), einer der Begründer der wissenschaftlichen Geographie in Deutschland, sah in der Mulde und ihren Oberläufen ein Musterbeispiel für die strahlenförmige Entwässerung eines Gebirges. Ein dichtes Netz von Fließgewäs-

sern durchzieht die Gegend. Tief haben sie sich im Laufe der Jahrtausende ins Land eingegraben und bestimmen das heutige Landschaftsbild maßgeblich mit. Sie tragen dazu bei, dass das Gebirge (zumindest in unseren Augen) insgesamt einen runderen, abwechslungsreicheren, harmonischeren Eindruck im



Blick von der Viechzig in Hundshübel, Foto: Matthias Scheffler
Vergleich zu vielen anderen Teilen des Erzgebirges macht, die stark von Hochplateaus bestimmt werden. Auch wenn es im Westteil ebenfalls einige Hochplateaus wie die Kammhochfläche, die Schöneck-Hochfläche und die Filzteich-Hochfläche gibt, die aber die Region noch abwechslungsreicher und vielfältiger machen.

Betrachtet man unsere Wasserläufe etwas genauer, so zeigen sich beträchtliche Unterschiede. Es finden sich Beispiele, die man unter natürlich oder zumindest naturnah einordnen kann und selbst die Uferbereiche die typische natürliche Vegetation auf-



Zwickazer Mulde bei Hartenstein, Foto: Matthias Scheffler weisen. Das zeigt sich auch daran, dass sich viele der FFH-Gebiete in der Region an Fluss- und Bachläufen finden lassen. Viele Fließgewässer müssen sich allerdings auch ihren Weg durch ausgedehnte Fichtenforste suchen und werden erst im Laufe der Zeit (im Zuge des Waldumbaus) einen natürlichen Charakter erlangen. Aber auch im Gewässerverlauf selbst wechseln viele Fließgewässer zwischen vergleichsweise naturnahen und völlig gestörten Bereichen (teils mehrfach) hin und her. Besonders im direkten Siedlungsbereich sind die Bäche und Flüsse nur noch ein Schatten ihrer selbst und eigentlich reine Abflusskanäle. Im Sinne des Hochwasserschutzes ist das in Teilen nachvollziehbar, aber bei weitem nicht immer. Ob nicht weniger rigorose, naturverträglichere Lösungen auch zum Ziel geführt hätten oder letztendlich sogar der bessere Weg gewesen wären, ist eine berechtigte Frage. Beton als Allheilmittel wird zunehmend fragwürdig, nicht nur auf dieser Baustelle.

Das Wasser zieht es zu Tale. Eine Weisheit, die einem schon in jungen Jahren beigebracht wird und die sich auch in unserer

Region besonders gut beobachten lässt. Weniger oft Erwähnung findet das nicht ganz unwesentliche Resultat dieser Gesetzmäßigkeit: Das Gebirge hätte – bis auf wenige Moorseen und größere Pfützen – auf Grund seiner natürlichen Gegebenheiten von Haus aus keine Standgewässer. Die Menschen waren gezwungen, die reichlich vorhandenen Flüsse und Bäche an geeigneten Stellen zu mehr oder weniger großen Teichen anzustauen und taten das in durchaus beachtlicher Zahl. Die Stauwerke bekamen im Laufe der Jahrhunderte immer größere Dimensionen und erreichten ihren Gipfelpunkt im vorigen Jahrhundert mit



Talsperre Weitersglashütte/Carlsfeld, Foto: Matthias Scheffler
den Talsperren Muldenberg, Carlsfeld, Sosa und dem sogenannten Erzgebirgsmeer, der Talsperre Eibenstock. Besonders Letztere steigert durch ihre imposante Größe von 3700 Hektar den Abwechslungsreichtum und die Schönheit der Landschaft, auch wenn es sich dabei um ein künstliches Gebilde handelt. Hinsichtlich des ökologischen Wertes der angestauten Flüsse und Bäche und deren Tier- und Pflanzenwelt sind die Talsperren eher kritisch zu sehen. Auch in Hinsicht der ansonsten an Stillgewässern typischen Tier- und Pflanzenwelt bleiben diese Stauseen merklich blass, wirken ein wenig wie Fremdkörper und das wird sich wohl auch in Zukunft nicht mehr grundlegend ändern. Für die Wasserversorgung der Menschen und den Hochwasserschutz sind sie allerdings unentbehrlich. Im Gegensatz dazu fällt es bei vielen kleineren Standgewässern kaum auf, dass es sich ebenfalls nicht um natürliche Gewässer handelt, denn sie wurden mit möglichst wenig Aufwand förmlich in die Landschaft eingepasst und haben sich im Laufe der Jahre häufig recht naturnah entwickelt.

Der wechselnde Gesteinsuntergrund, die daraus resultierenden Bodenverhältnisse und natürlich die sehr unterschiedliche Geländebeschaffenheit und die oben beschriebenen klimatischen Unterschiede tragen dazu bei, dass es auch bei der landwirtschaftlichen Nutzung von Teilregion zu Teilregion durchaus be-



Am Steinberg bei Albernau, Foto: Matthias Scheffler

trächtliche Unterschiede gab und gibt. Finden wir in der Feldflur der unteren Lagen eine Mischung aus intensivem Ackerbau und Grünlandwirtschaft, geht in den mittleren Lagen der Ackerbau allmählich zurück und die Grünlandwirtschaft wird extensiver. In den höher gelegenen Gebieten herrscht fast ausschließlich extensive Grünlandwirtschaft vor. Dort finden sich botanisch sehr wertvolle Bergwiesen und Borstgrasrasen, die sowohl von Landwirten und Privatleuten, zumeist aber von Einrichtungen des Naturschutzes und der Landschaftspflege bewirtschaftet bzw. gepflegt werden. Von der Fläche her treten diese Blütenparadiese wegen des geringeren Offenlandanteils hinter den Beständen im Mittleren und Osterzgebirge etwas zurück.

Der Wald, das hervorstechende Merkmal der Region, tritt mit zunehmender Höhenlage immer mehr in den Vordergrund. Das Westerzgebirge ist mit einem Waldanteil von ca. 61 Prozent (20 bis 30 Prozent in den unteren, 65 bis 80 in den mittleren und



Blick vom Auersberg, Foto: Matthias Scheffler

über 95 Prozent in den oberen Lagen) die waldreichste Region Sachsens. Es dominieren bis heute die Fichtenmonokulturen und nicht etwa Buchenmischwälder, die von Haus aus eigentlich in vielen Bereichen wachsen würden. Die Fichtenmonokulturen waren über Jahrhunderte die effektivste Methode zur Gewinnung des Rohstoffs Holz, kommen allerdings unter heutigen Bedingungen zunehmend an ökologische Grenzen. Aber auch einige naturnahe Waldbestände lassen sich finden, häufig und in größerer Ausdehnung in Fluss- und Bachtälern, beispielsweise an der Zwickauer Mulde, dem Schwarzwasser oder der Großen Bockau.

Der Waldumbau der Fichtenwälder zu naturnahen Mischwäldern hat in den letzten Jahren erhebliche Fortschritte gemacht



Foto: Matthias Scheffler

und hier kann man dem sächsischen Westerzgebirge durchaus eine Vorreiterrolle zusprechen. Erfreulich ist außerdem, dass die Region vor größeren Waldschäden durch Trockenheit und Borkenkäfer, wie sie den Harz oder andere Mittelgebirge mas-

siv getroffen haben, bisher weitgehend verschont geblieben ist. Dies gilt ebenfalls für die hochmontanen Fichtenwälder und Fichten-Moorwälder in klimatisch ungünstigen Bereichen der Kammregion, in frostgeplagten Tälern oder bei sehr nassen Bodenverhältnissen, wo die Fichte von Natur aus dominieren würde.

Ist man in der Kammregion angekommen, dann befindet man sich sozusagen im „Land der Moore“, die sich entlang des Erzgebirgskamms erstrecken. Sie zählen zu den letzten weitgehend natürlichen Ökosystemen im Erzgebirge und reichen in geringerer Ausdehnung auch bis in die mittleren Lagen herab, beispielsweise der Hochfläche zwischen Lindenau und Lichtenau. Die Hochmoore und die angrenzenden Moorwälder im Kammbereich haben in Einheit mit den sich unmittelbar anschließenden, meist noch großflächigeren Mooren auf böhmischer Seite durchaus einmaligen Charakter und man kann ihnen mit



Naturschutzgebiet „Kleiner Kranichsee“, Foto: Matthias Scheffler

ihrer Tier- und Pflanzenwelt guten Gewissens eine europaweite Bedeutung zusprechen. Obwohl auch hier oben im scheinbaren Abseits vom Trubel der Welt einige Arten leider ausgestorben sind oder wie das Birkhuhn ums Überleben kämpfen.

Nichtsdestotrotz gehören die Moore, insbesondere die großflächigen, zusammenhängenden Moorkomplexe Kranichsee und Velký močál (Großer Sumpf), aber auch das Božídarské rašeliniště (Gottesgaber Torfmoor) zu den herausragenden Bestandteilen des Naturraums Westerzgebirge. Ein großes Problem für die Moore ist die zunehmende Trockenheit. Seit einigen Jahren bemühen sich der Naturpark Erzgebirge/Vogtland und Sachsenforst intensiv um die Renaturierung durch Torfabbau und Trockenlegung gestörter Moore in unserer Region. Ein wichtiger Schritt angesichts der hohen Bedeutung von Mooren als CO₂-Speicher und als Regulatoren des Wasserhaushalts der Landschaft.

Hat man die Hochmoore und die sich daran anschließenden Offenlandbereiche auf dem böhmischen Teil des Kamms erst einmal erreicht, dann ist man im Grunde auch nur noch einen Katzensprung vom südlichen Zipfel des Gebirges entfernt, vom Steilabfall ins Egertal. Die hohe Bedeutung dieser Offenländer für viele immer seltener werdende Arten wie Wiesenpieper, Braunkehlchen, Bekassine und Birkhuhn haben wir oben schon angedeutet. Für das Westerzgebirge gilt das im besonderen Maße, weil diese Arten im sächsischen Teil so gut wie verschwunden sind.

Steil fällt dann das Gebirge zur Eger hin ab und trägt an einigen Stellen einen fast voralpinen Charakter, wobei der Höhenunterschied zwischen Talfuß und Kamm, die nur 5 bis 6 Kilometer Luftlinie voneinander entfernt liegen, über 600 Meter beträgt. Imposante Täler erhöhen noch den landschaftlichen Reiz. Jetzt

weiß man endlich, warum das Gebirge als Pultschollengebirge bezeichnet wird. Wobei sich auch hier Unterschiede zum mittleren und östlichen Teil des Erzgebirges erkennen lassen. Dort erfolgt die „Talfahrt“ gewissermaßen in einem Ritt, hier im Westen staffelförmig mit terrassenartigen schmalen Zwischenstufen und zum Vogtland hin, in der Klingenthaler und Graslitzer Ecke, geht es geradezu gemütlich hinunter. Weite Flächen des Südabfalls, besonders die steilsten Bereiche, sind mit Wald bedeckt und das nicht ausschließlich mit den in Kammnähe noch dominierenden Fichtenwäldern, sondern teils auch mit von der Buche geprägten Mischwäldern. Geradezu idyllisch kleben manche Dörfer an den Hängen. Manche von ihnen werden regelrecht vom Wald verschluckt.



Blick auf das Westerzgebirge von Süden aus, Foto: Matthias Scheffler
Und so sind wir auch schon am Ende unserer Reise durch diese wunderbare Landschaft angelangt in der Hoffnung, dass wir Ihnen einen Eindruck vermitteln konnten, was dieses Grenzgebirge zwischen Sachsen und Tschechien so unverwechselbar macht. Bei seiner Schönheit müssen wir uns nicht lange aufhalten, denn die lässt sich nicht leugnen. Nur ein Narr könnte versuchen, das Gegenteil zu beweisen, eine Art Don Quijote bei seinem Kampf gegen Windmühlen. Natürlich gibt es auch weniger schöne Ecken, aber die halten sich (noch?) in Grenzen. Also schnüren Sie die Stiefel, machen Sie sich auf den Weg, es lohnt sich. Apropos Windmühlen, denen begegnet man bisher nicht bei Wanderungen durchs westliche Erzgebirge. Aber sie hätten durchaus das Potenzial, besagter Schönheit einen merklichen Schlag ins Kontor zu versetzen, aber dazu später mehr.

Wohin geht die Reise?

An exponierter Stelle der deutschen Gesetzlichkeiten – nämlich gleich in § 1 des Bundesnaturschutzgesetzes – kann man als ein Ziel von Naturschutz und Landschaftspflege nachlesen, dass „Vielfalt, Eigenart und Schönheit sowie der Erholungswert von Natur und Landschaft“ auf Dauer zu sichern ist. Bei allen Geschmacksunterschieden, wann man eine Landschaft als vielfältig, besonders, schön und erholsam bezeichnen kann, dürften wohl viele damit einverstanden sein, dass davon in einem durchaus beachtlichen Teil Deutschlands nicht mehr ernsthaft die Rede sein kann, Tendenz steigend. Beim Westerzgebirge schon, wie wir hoffentlich in den bisherigen Ausführungen verdeutlichen konnten.

Der Ausverkauf solch einigermaßen intakter Landschaften ist im vollen Gange und scheint sich weiter zu beschleunigen. Derzeit wechselt man unter großen Worten wie Zeitenwende, Große oder Grüne Transformation sozusagen das Pferd, damit man unbesorgt auf den gewohnten Wachstumspfad weiterreiten kann. Man sattelt um – ähnlich wie vor zwei Jahrhunderten von Holz und Wasser auf fossile Energieträger – von den

fossilen Energieträgern zu den regenerativen wie Sonne, Wind, Wasser und Biomasse, weil der Planet klimatisch aus den Fugen zu geraten scheint. Eher weniger oder gar nicht wegen der enormen und gut sichtbaren Schäden an Landschaft, Natur, Tier- und Pflanzenwelt, die die fossile Energiegewinnung uns beschert hat. Ebenso wenig wie in der Zeit davor die Zerstörung der Wälder und Gewässer im Rahmen der exzessiven Nutzung von Holz und Wasser Anlass für ein Umdenken und Umsteuern waren, sondern die neue Möglichkeit, fossile Rohstoffe zu nutzen. Der derzeitige Umstieg auf regenerative Energien ist nachvollziehbar und notwendig. Ob angesichts der Schwächung der Umwelt- und Naturschutzgesetzgebung in jüngster Vergangenheit die Belange von Natur und Landschaft und die Bewahrung der biologischen Vielfalt eine wesentlich größere Rolle spielen werden als in früheren Zeiten, das ist durchaus eine offene Frage und keineswegs so sicher, wie es vor wenigen Jahren vielleicht noch den Anschein hatte. Die Zeichen stehen derzeit nicht sonderlich gut. Die Ursachen sind vielfältig und diffizil und sollen hier nicht näher betrachtet werden. Eines aber steht fest: von Lernfähigkeit, zumindest in diesem durchaus wichtigen Problemfeld, kann bei der menschlichen Spezies offenbar nur sehr bedingt die Rede sein.

Sollte es in Deutschland ernsthaft unser Ziel sein, die Landschaft weitgehend flächendeckend zu industrialisieren, zur Energiegewinnung, Rohstoffgewinnung oder anderer Industriezweige sowie der begleitenden Infrastruktur? Hoffentlich nicht! Schon jetzt beschneiden wir das Existenzrecht vieler Arten und strapazieren Natur und Landschaft über Gebühr, gefährden damit die Funktionsfähigkeit und Resilienz der Ökosysteme und stellen uns damit selbst ein Bein. Irgendwann dürfte der Bogen überspannt sein, wenn er es in Teilen nicht schon ist.

Und auch der Mensch selbst braucht Landschaften und Regionen, in denen er abschalten, sich erholen und die Natur genießen kann, ohne erst halbe oder ganze Weltreisen antreten zu müssen, was ja ohnehin zunehmend fragwürdiger wird. Und hier liegt ein nicht zu unterschätzendes Potenzial solcher Landschaften wie dem Westerzgebirge, in einer bis heute vergleichsweise intakten Natur, einer weitgehend naturverträglichen und nachhaltigen Nutzung von Wald, Feld und Wasser sowie dem damit einhergehenden Möglichkeiten für Naherholung und Tourismus. Dies sollten wir uns unbedingt bewahren und nicht aufs Spiel setzen. In der Ausgabe 1/2023 dieser Zeitschrift haben wir vorgeschlagen – neue Aspekte und Entwicklungen dazu finden Sie weiter hinten in diesem Heft –, sich um die Anerkennung des Westerzgebirges als Biosphärenreservat, als Weltnaturerbe-Region der UNESCO zu bemühen, in denen modellhafte Vorhaben zu einer nachhaltigen Entwicklung entwickelt und umgesetzt werden. In unseren Augen wäre das eine passende Ergänzung zum Weltkulturerbe-Titel „Montanregion Erzgebirge“ und eine gute Basis für eine zukunftsfähige Weiterentwicklung der Region, ohne ihre natürlichen Grundlagen zu gefährden. Ob eine solche Vision Realität werden kann, wird die Zukunft zeigen.

Matthias Scheffler

*„So wie der Mensch ist auch jede Landschaft einmalig, einzigartig, unwiederholbar. Landschaft ist demzufolge genauso kostbar wie der Mensch. Das Bindeglied zwischen beiden ist die Ästhetik.“
Hans Hermann Wöbse, „Landschaftsästhetik“*

Das Birkhuhn

Der Charaktervogel des Erzgebirges

„Oft wird uns Naturschützern gesagt, wir sollten unsere Aufgabe mehr in den Dienst des Menschen stellen und nicht den letzten Forellen oder Birkhähnen nachweinen oder über verlorene Blumenwiesen und Schmetterlinge jammern.

Wie kurzsichtig doch solche Leute daherreden, denn wo noch die Forelle wohnt, ist auch das Bächlein und das Wasser in Ordnung und eine Landschaft, in der noch Birkhähne balzen, ist gesund und kann daher alle jene Funktionen erfüllen, die wir Menschen von ihr erwarten.

Hubert Weinzierl, „Wo alle Wege enden“



Alle Fotos: Jan Gläßer

Früher wäre es einem ziemlich schwer gefallen, eine einzige Vogelart als einen charakteristischen Vogel des Erzgebirges zu benennen. Im Grunde fleuchte alles herum, was Rang und Namen hatte und in unseren Breiten in ein Gebirge mittlerer Höhenlage so hineingehört, auch solch eindruckliche und spezielle Arten wie Auerhuhn, Haselhuhn, Rebhuhn oder Bekassine oder solch frühere Allerweltarten wie Braunkehlchen oder Wiesenpieper. Alles Spezies, die man heute vergeblich sucht oder die mehr als selten geworden sind.

Allerdings hat die Geschichte der Vogelwelt wie so viele Geschichten ihre ganz eigene Dramaturgie. Und so muss man heutzutage nicht mehr sonderlich lange nachdenken, ehe einem das Birkhuhn einfällt, wenn man einen Charaktervogel des Erzgebirges benennen und aufs Podest heben sollte, um ihm mehr Aufmerksamkeit zukommen zu lassen, ihn zu bewahren oder zumindest ein klein wenig dazu beizutragen. Denn auch das ist keine solche Selbstverständlichkeit, wie sie es eigentlich sein sollte. Man sagt den Erzgebirgern ein besonders ausgeprägtes



Traditionsbewusstsein nach und tut sicher auch so manches, um die charakteristischen Merkmale der Region zu erhalten. Bis in die Vogelwelt reicht diese Fürsorge allerdings nicht, wie wir auch am Beispiel des Birkhuhns noch sehen werden. Aber vorher wollen wir noch einen Blick auf das kuriose Leben dieses besagten Vogels werfen. Das ist viel zu interessant und aufregend, um es unter den Tisch fallen zu lassen.

Aus dem Leben des Birkhuhns

Bei der nun folgenden Ode auf einen eigenartigen und einzigartigen Vogel dürfen wir wie gewohnt auf den Beistand durch einige phantastische Bilder des Naturfotografen Jan Gläßer zählen, die mehr sagen als viele Worte. Auf bewegte Bilder, die bei Naturdokumentationen in Film und Fernsehen regelmäßig zu regelrechten Begeisterungstürmen führen, müssen wir an dieser Stelle leider verzichten.

Dass man das Birkhuhn zu den Waldhühnern zählt, ist eher irreführend als hilfreich, denn es ist eigentlich ein typischer Bewohner des Halboffenlandes oder besser gesagt der sogenannten Kampfzone zwischen Wald und lichterem Landschaftsbereichen. Es lebt also gerne in den Übergangsbereichen vom Wald zu Mooren, Heiden oder zu abwechslungsreichem Offenland mit extensiv bewirtschafteten Bereichen und Brachen. Oder auch auf neu entstandenen Windwurf- oder sonstigen Kalamitätsflächen, weshalb es gerne auch als Katastrophenvogel bezeichnet wird. Das hat sich gerade im Erzgebirge häufig gezeigt, wo es immer wieder Rauchschadensflächen oder Windwurfflächen erstaunlich schnell als Teil einer neuen Heimat entdeckte. Als einer unserer größten Vögel, der zudem das ganze Jahr bei uns bleibt, benötigt es eine strukturreiche, mosaikartige Umgebung, um überleben zu können, und das zu allen Jahreszeiten. Es braucht weitgehend offene, übersichtliche, ausrei-



chend große Bereiche als Balzplätze, lichte Wälder mit Unterwuchs aus Beeresträuchern als Deckung und Nahrungsquelle sowie ausreichend Ameisen und andere Insekten und Kleintiere als Nahrung für sich und vor allem die Küken.

Wenn die harte Winterszeit endlich vorbei ist, beginnt je nach Witterung, etwa im März oder April, eine tagtägliche Veranstaltung, wie sie kurioser nicht sein könnte: die Balz. Die Hähne begeben sich in der frühen Dämmerung zu den angestammten Balzplätzen, die in eher offenen Bereichen mit kurzer Vegetation und einigen Bäumen und Gehölzen liegen. Einer nach dem anderen fallen sie wie Hubschrauber bei der Notlandung in eine Art Arena ein und behaupten dort ihr Territorium, das sie sich ziemlich halsstarrig in den Kopf gesetzt haben und partout nicht mehr hergeben wollen, obwohl es weder durch Zäune noch Mauern begrenzt und für den menschlichen Be-

obachter durch nichts von seinem Umfeld zu unterscheiden ist. Dabei machen sie die ungewöhnlichsten Anstalten, sie kollern, zischen, machen Luftsprünge, sogar regelrechte Schauflüge, trampeln mit den Füßen oder nicken mit den Köpfen. Dabei



sind Traditionsbrüche durch neue Kreationen durchaus nichts Außergewöhnliches. In den letzten Jahren hat es im Erzgebirge ein Hahn zu einer gewissen Berühmtheit gebracht, der sich um die eigene Achse drehte wie ein Kreisel unter der Peitsche. Ob seine Pirouetten, die der Weltspitze im Eiskunstlauf in nichts nachstanden, bei der Damenwelt Anklang fanden und seine Gene sich im Genpool der Population verankern konnten, ist bisher nicht überliefert. Diesem Zweck dient ja letztendlich das kuriose Spektakel, das wochenlang zur Aufführung kommt. Alles wartet auf die Damenwahl. Die Hühnerdamen allerdings haben die Ruhe weg und lassen sich Zeit mit ihrer Entscheidung, betrachten das ganze Geschehen mit Neugier und aller Sorgfalt. Was ihnen währenddessen so alles durch die hübschen Köpfe



geht, verraten sie leider nicht. Die Geheimnisse der weiblichen Partnerwahl lassen sich – wie im gesamten Tierreich – in ihren unendlichen Tiefen schwer ergründen. Angeblich kommen am Ende – ein wenig anders als beim Homo sapiens – bevorzugt die alten, erfahrenen Recken zum Einsatz, die ihre Rolle als eine Art Gewohnheitsrecht meist im Zentrum der Bühne spielen. Es kann jedenfalls geraume Zeit dauern, ehe die Bitten der Werber erhört werden.



Hat die ganze Zeremonie einen erfolgreichen Ausgang gefunden, ziehen sich die Hennen zurück und suchen sich im Mai unter Sträuchern, Kräutern oder Bäumen einen geeigneten Nistplatz, legen in eine Bodenmulde sechs bis zehn Eier, aus denen nach knapp vier Wochen die Küken schlüpfen. Die Herren der Schöpfung – hier nun wiederum in erstaunlichem Einklang mit einigen Exemplaren der menschlichen Spezies – interessiert das alles einen feuchten Kehrriech. Sie sind Musterbeispiele für den sogenannten Rabenvater, leben als wahre Künstler das ganze Jahr über in der Nähe ihrer Bühne und können es als eingefleischte Bühnengänger auch nicht lassen, zumindest einen Teil ihres Repertoires zum Besten zu geben. Nur während der Mauser, wenn sie neu eingekleidet werden, und in der Winter-

pause hat das Theater geschlossen und die liebe Seele Ruh. Für die jungen Mütter indes steht Schwerstarbeit an, denn Küken groß zu ziehen ist kein Pappenstiel und hier wechselt die Geschichte ihren Charakter. Die Komödie wird nicht selten zur Tragödie, denn oft wird nur ein Bruchteil der Kükenschar zum Jugendlichen geschweige denn zum Erwachsenen. Schon in den ersten Tagen bleiben viele auf der Strecke, vor allem wenn die Witterung kühl und feucht ist, denn viel Zeit geht dann mit dem Hudern (dem Schützen der Jungen vor Witterungseinflüssen, wie Kälte, Regen, Hitze, indem sie diese unter den Flügeln verbergen oder sie im Bauchgefieder wärmen) verloren, Zeit, die zur Nahrungsaufnahme fehlt. Hinzu kommt, dass sie in den ersten Tagen sehr auf Insekten angewiesen sind und die sind rar in den Landschaften von heute. Erst etwa mit vier Wochen sind sie



wie ihre Eltern fast reine Vegetarier. Eine abwechslungsreiche Ernährung ist auch späterhin enorm wichtig, wobei es je nach Angebot große regionale Unterschiede gibt. Für die meiste Zeit des Jahres sind die Zwergsträucher Blaubeere, Moosbeere und Rauschbeere unentbehrlich: Blätter, Knospen, Blüten, Samen und Beeren. Bäume wie Moorkiefer, Weide, Eberesche und natürlich die namensgebende Birke spielen ebenfalls eine wichtige Rolle, vor allem im Winter, wenn die Zwergsträucher unter einer hohen Schneedecke nicht mehr erreichbar sind.

Viele weitere Gefahren lauern auf die Birkhühner durch solch alteingesessene natürliche Feinde wie Habicht, Fuchs und Wildschwein oder Neubürger wie der Waschbär oder Wiederkehrer wie der Luchs. Aber eben zu einem beträchtlichen Teil auch der Mensch, der durch Holzarbeiten im Wald, Jagd ausübung und die zunehmenden und immer vielfältiger werdenden Arten von Freizeitaktivitäten Unruhe in die Landschaft bringt. Und das über viele Stunden des Tages und manchmal sogar nachts und im Grunde über das ganze Jahr hinweg. Gerade in den ersten Lebenswochen ist es für die Küken oft das Ende, wenn sie durch Störungen von der erschrocken aufliegenden Mutter getrennt werden. Besonders im Winter, wenn die Hühner bei kalter Witterung oder tiefem Schnee viel Zeit in selbst gegrabenen Schneehöhlen verbringen, wirken sich häufige Störungen verheerend auf die Tiere aus. Sie verlieren wertvolle Energie, die sie eigentlich bräuchten, um Witterungsunbilden und Nahrungsmangel gewachsen zu sein. Es muss also vieles zusammenpassen, wenn Populationen erfolgreich überleben wollen. Die dramatischen Bestandsrückgänge in den letzten Jahrzehnten zeigen, dass das nur noch in wenigen Regionen Mitteleuropas der Fall ist. Die Kammgebiete des Erzgebirges, insbesondere die böhmische Seite, gehören dazu.

Das Birkhuhn im Wandel der Geschichte

Nicht dass ein falscher Eindruck entsteht: Das Birkhuhn ist im

Gegensatz zu einigen anderen Arten durchaus noch häufig vertreten auf diesem weiten Erdenrund, beispielsweise in Skandinavien und Sibirien, aber auch in den Alpen findet man noch nennenswerte Bestände. Was aber kein Grund sein sollte, sich der Verantwortung für den Schutz der Art auf regionaler Ebene zu entziehen.

In Deutschland war das Birkhuhn lange Zeit ein durchaus weit verbreiteter Brutvogel. Heute gibt es außerhalb der Alpen nur noch wenige, kleine und alles stark gefährdete Bestände. Der Rückgang setzte als Folge der tiefgreifenden Veränderungen der Landschaft schon im Laufe des 19. Jahrhunderts ein, beispielsweise durch die Trockenlegung bzw. den Abbau von Sümpfen und Mooren und deren Verwandlung in landwirtschaftliche Flächen oder Wald. Aber auch durch die Veränderungen in der landwirtschaftlichen Praxis wie der Stallhaltung des Nutztviehs, der verbesserten Düngung oder dem Rückgang des Haferanbaus. Stück für Stück gingen die Bestände zurück und eine Landschaft nach der anderen wurde verlassen.

Das Geschehen im Erzgebirge ist durchaus vergleichbar. Das Birkhuhn fand nach der relativ späten Besiedlung durch den Menschen vermutlich bessere Bedingungen vor als davor, wo es nur in den Mooren und Sümpfen und in durch Windwurf oder andere Ursachen aufgelichteten Bereichen leben konnte. Allerdings nahmen damals die intakten Moore durchaus beachtliche Flächen ein. Die Jahrhunderte nach der Besiedlung, als noch Waldweide betrieben wurde und die Grenzen zwischen Wald und Offenland noch fließend und verwischt waren, war wahrscheinlich die Hochzeit des Birkhuhns. Der Rückgang setzte dann wie in vielen anderen Regionen Deutschlands (und beileibe nicht nur beim Birkhuhn) durch die massiven Veränderungen in der Landnutzung ein. Dass die Situation in der Vogelwelt sogar bis vor wenigen Jahrzehnten noch erheblich besser aussah als heute, zeigt ein Zitat aus Band 20 „Um Aue, Schwarzenberg und Johannegeorgenstadt“ von Siegfried Sieber aus dem Jahr 1972 aus der sehr lobenswerten Reihe „Werte unserer Heimat“, in dem er das Hochmoor Kleiner Kranichsee und seine Umgebung beschreibt. Sätze, die heutigen Naturfreunden geradezu wie Passagen aus Grimms Märchen vorkommen dürften:

*„Auf den nassen Wiesen am Moor kommen als Brutvögel Rebhuhn (*Perdix perdix*), Wachtel (*Coturnix coturnix*) und Wachtelkönig (*Crex crex*) vor, sowie Bekassine (*Gallinago gallinago*), Wiesenpieper (*Anthus pratensis*) und Braunkehlchen (*Saxicola rubetra*), die z.T. auch im Kleinen Kranichsee beobachtet werden. Birkhuhn (*Lyrurus tetrrix*) und Kiebitz (*Vanellus vanellus*), die im Moor von Boží Dar (Gottesgab) noch brüten, sind im Kleinen Kranichsee nur gelegentlich anzutreffen oder ziehen nur durch ... In den Wäldern der Kammlagen, zwischen Kleinem und Großem Kranichsee, leben an seltenen Waldhühnern noch etwa 50 Stück Auerwild und etwa 10 Stück Birkwild. Obwohl diese Arten völlige Schonzeit genießen, geht ihr Bestand weiter zurück. Andere Arten sind im Bereich der ehemaligen Oberforstmeisterei Eibenstock bereits gänzlich verschwunden, wie dies aus den letzten Erwähnungen in Abschusslisten ersichtlich ist: 1883 Haselwild, 1897 Fischotter, 1920 Kaninchen und 1925 Schnepfen.“*

Die in den Diskussionen um Art und Umfang der Artenschutzmaßnahmen (siehe unten) geäußerte Behauptung, dass das Birkhuhn eigentlich nicht in die Region gehöre, ist natürlich auch eine Art modernes Märchen, aus welchen Gründen auch immer es erzählt wird.

Artenschutz Birkhuhn - eine unendliche Geschichte

„Jedes Tier, das vergeht, jede Art Lebewesen, die ausstirbt, verdünnt das Weltvokabular, bringt uns weiter zurück von der

Wahrheit, die nur aus dem Zusammenklang aller Wesen sich herausarbeitet.“

Wilhelm Lehmann (1881-1968)

Eine solch spannende Tierart sollte nicht von diesem Planeten verschwinden und aus dem Erzgebirge auch nicht. Es geht nicht nur um die Welt als Ganzes, es geht auch um die Welt um uns herum, die Welt vor Ort, die an „Weltvokabular“ verliert. Sowohl der Planet als auch das Erzgebirge haben schon einen beachtlichen Aderlass an Weltvokabular hinter sich, der auch heute noch längst nicht an sein Ende gekommen zu sein scheint und das bei weitem nicht nur in der Vogelwelt. Das mit dem Planeten würden wohl alle unterschreiben. Das mit dem Erzgebirge? Wenn es konkret wird, dann wird es schwierig, wie wir gleich sehen werden.

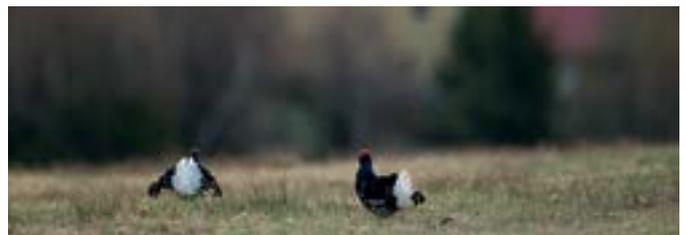
Bei vielen Naturschützern herrschte eitel Sonnenschein, als im Herbst 2019 die Runde machte, dass nun endlich das Artenschutzprogramm Birkhuhn in Sack und Tüten sei. Allerdings nicht bei allen. Beispielsweise sprach sich die Schutzgemeinschaft Deutscher Wald (SDW) ziemlich deutlich und schwer zu überhören gegen die geplanten Schutzmaßnahmen im Westerzgebirge aus. Ob man das für einen anerkannten Naturschutzverband, der seinem Namen gemäß den Schwerpunkt seiner Arbeit im Schutz des Waldes sieht, als nachvollziehbar betrachtet oder nicht, das soll jeder für sich selbst entscheiden. Jedenfalls hatte nach hartnäckigem, jahrelangem Drängen einiger Naturschützer (Initiative Birkhuhnschutz) der Freistaat dem Schutz dieser vom Aussterben bedrohten Vogelart eine rechtliche und finanzielle Grundlage gegeben. Lokale Arbeitsgruppen aus Vertretern von Sachsenforst, Behörden und Kommunen sowie Naturschützern wurden gebildet und von Sachsenforst auf Grundlage des Artenschutzprogramms Maßnahmenpläne erarbeitet. Allerdings machten Vertreter von Sachsenforst aus der Region als betroffener Flächenbewirtschafter nie einen Hehl daraus, dass man von bestimmten Schutzmaßnahmen, zum Beispiel die Freihaltung der Balzplätze, nicht gerade begeistert ist. Man steht dem Birkhuhn eher skeptisch bis ablehnend gegenüber, weil dessen Anforderungen an den Lebensraum mit den waldbaulichen Vorstellungen und Zielen des Staatsbetriebs nicht konform gehen. Dieser einzigartige Hühnervogel, der das Licht liebt, kann wenig anfangen mit Altersklassenwäldern oder auch dem weitgehend geschlossenen Kronendach des für die Zukunft angestrebten Dauerwaldes. Aus forstlicher Sicht ist diese Haltung durchaus verständlich, aus Sicht des Artenschutzes natürlich nicht. Das Birkhuhn ist eine in Deutschland vom Aussterben bedrohte Vogelart und in Anhang 1 der Vogelschutzrichtlinie der EU aufgeführt, also unter denjenigen Arten, für die besondere Maßnahmen ergriffen werden müssen, zu denen die Mitgliedsstaaten damit eigentlich verpflichtet sind. Zudem befinden sich die Bereiche, in denen dem Birkhuhn im Rahmen des Artenschutzprogrammes geholfen werden soll, allesamt in Europäischen Vogelschutzgebieten, also Flächen, in denen der Vogelschutz im Mittelpunkt stehen soll. Im Fall des Westerzgebirges das gleichnamige Vogelschutzgebiet. Zudem ist das Erzgebirge für den Erhalt der Art auch über die Region hinaus von außerordentlicher Wichtigkeit und hat damit auch automatisch eine hohe Verantwortung. Hier besteht – gemeinsam mit dem Bestand auf böhmischer Seite – noch eine reelle Chance, eine einheimische, vitale und zukunftsfähige Mittelgebirgspopulation zu erhalten, ohne (wie in anderen Regionen) Tiere fremder Herkunft aussetzen zu müssen. Es spricht also vieles dafür, dem Artenschutz Vorrang einzuräumen und sich in gemeinsamer Anstrengung mit der tschechischen Seite intensiv und konsequent für den Erhalt dieser Art im Erzgebirge einzusetzen.

Nebenbei sei noch angemerkt, dass sich Sachsenforst an anderen Artenschutzprogrammen mit viel Elan und Begeisterung beteiligt, zum Beispiel beim Europäischen Luchs, der seit einigen Monaten im Westerzgebirge wieder angesiedelt wird (siehe Artikel in diesem Heft). Allerdings steht diese Art auch nicht dem favorisierten Waldbaukonzept entgegen.

Im Endeffekt könnte man sich ja zufrieden geben. Es werden Artenschutzmaßnahmen durchgeführt, ob nun mit viel oder wenig Elan, das könnte eigentlich egal sein. Allerdings bleibt eben – wie bei vielen Artenschutzmaßnahmen, bei dem der Flächenbewirtschafter und eigentliche Hauptakteur wenig Begeisterung zeigt – ein bitterer Beigeschmack: Die Befürchtung ist nicht von der Hand zu weisen, dass angesichts der stetigen Auseinandersetzungen um Art und Umfang der Schutzmaßnahmen am Ende keine zufriedenstellenden Kompromisse stehen, zumindest nicht für das Birkhuhn im sächsischen Teil des Westerzgebirges, dem die Maßnahmen eigentlich dienen sollen. Ein Artenschutz auf Sparflamme sozusagen, bei dem man ständig in Sorge sein muss, dass die Flamme ausgeht. Die Zahlen der letzten Jahre bei den alljährlich stattfindenden Ansätzen zur Bestandserfassung im Umfeld der Balzplätze jedenfalls sind ziemlich ernüchternd, auch wenn sie nur als Anhaltspunkt für den tatsächlichen Bestand dienen können: 2019 vier Hähne, 2020 zwei Hähne, 2021 ein Hahn, 2022 nichts, 2023 ein Hahn, 2024 ein Hahn.

Ein weiterer Gesichtspunkt soll hier noch kurz gestreift werden. Eine attraktive Tier- und Pflanzenwelt kann auch ein Zugpferd für den Tourismus sein, einem Standbein für die zukünftige Entwicklung unserer Region, wie häufig betont wird. Mit Bäumen allein werden wir da keine Bäume ausreißen, die gibt es vielerorts. Wir sollten doch in dieser Hinsicht froh und dankbar sein, dass noch solch wahre Schätze wie das Birkhuhn uns die Ehre geben und unsere Region bereichern. Dabei lassen sich Artenschutz und Tourismus durchaus zu beider Vorteil in Einklang bringen. Im Biosphärenreservat Rhön beispielsweise nutzt man das Birkhuhn als Wappentier und investiert beachtliche Summen für dessen Erhalt, indem man u.a. seit Jahren Tiere aus Schweden zur Stützung der Population auswildert, weil sich die Population ansonsten bisher nicht halten konnte. Obwohl man sich natürlich trefflich streiten kann, ob das am Ende Sinn macht und wo die Grenzen zum Unsinn liegen. Im Erzgebirge sind solche Auswilderungen (bisher) nicht einmal erforderlich. Mit erheblich einfacheren Mitteln lässt oder ließe sich viel für die Art tun.

Das versucht man ja auch mit dem angesprochenen Artenschutzprogramm. Nur hat man leider den Eindruck: Nicht mit Vollgas, sondern eher mit angezogener Handbremse. Das mag vielleicht täuschen, aber die oben angeführten Zahlen zur Bestandsentwicklung lassen Optimismus nicht so recht aufkommen. Bleibt zu hoffen, dass sich der Wind in den westerzgebirgischen Wäldern – aus welchen Gründen auch immer – noch dreht und sich Erfolge beim Schutz des Birkhuhns einstellen,



damit das Schicksal des Charaktervogels des Westerzgebirges nicht nur von den Hühnern auf böhmischer Seite abhängt.

Constanze Schwabe, Matthias Scheffler

Auf Samtpfoten unterwegs im Erzgebirge

Luchse in ihrer neuen alten Heimat in Sachsen



Alle Tierfotos: Jan Gläßer

Auf leisen Sohlen schleichen sie durch unsere Wälder: Nach fast 300 Jahren sollen wieder dauerhaft wilde Luchse (wissenschaftlicher Name: *Lynx lynx*) im Westerzgebirge leben. Um die 130 km entfernt von Hinterhermsdorf in der Sächsischen Schweiz, wo 1743 der letzte Luchs Sachsens erlegt wurde, sind bei uns in diesem Jahr fünf Samtpfoten freigelassen worden. Heimlich und gut getarnt sind sie und die Wahrscheinlichkeit, bei einem Waldspaziergang einen zu treffen, ist äußerst gering. Lange bevor wir sie sehen, haben sie uns schon gehört. Ihre Luchs-Ohren mit den hübschen Pinseln sind den unseren um ein Vielfaches überlegen, ihr geflecktes Fell lässt sie mit dem dichten Unterholz förmlich verschmelzen. Doch wer sind sie, diese neuen Mitbewohner, mit denen wir uns nun den Lebensraum teilen?

Pinselohren für Sachsen

Momentan sind es fünf Luchse, die im Rahmen des Wiederansiedlungsprojektes „ReLynx Sachsen“ dieses Jahr im Forstbezirk Eibenstock ausgewildert wurden. Die beiden Weibchen Alva



Naturschutzgebiet „Am Riedert“, Foto: Matthias Scheffler und Nova stammen aus dem Schweizer Jura und wurden in den dortigen Wäldern eingefangen, um nun bei uns in Sachsen eine neue Population zu gründen. Weitere Schweizer Luchse sollen ihnen in den nächsten Jahren folgen. Zusammen mit ihnen lebt im Westerzgebirge auch Juno, der im Wildkatzenort Hütscheroda in Thüringen mit möglichst wenig Kontakt zu Menschen aufwuchs und dort auf sein Leben in der Freiheit vorbereitet wurde. Außerdem streift durch die hiesigen Wälder Chapo,

ein weiterer Kuder (männlicher Luchs), der aus dem Tiergarten Nürnberg stammt und nach seinem Transport in ein Harzer Luchs-Gehege viel Ausbruchsfreude bewies. Statt dort für Nachwuchs zu sorgen, der dann ausgewildert wird, darf er sich nun direkt im Westerzgebirge vermehren. Der fünfte im Bunde ist seit Ende August Anton, der das Licht der Welt in einem belgischen Zoo erblickte und die letzten Monate ebenfalls im Wildkatzenort auf seine Auswilderung vorbereitet wurde. Gemeinsam mit Nova, Alva, Juno und Chapo soll auch Anton nun helfen, eine sogenannte „Trittsteinpopulation“ zu schaffen, eine Teilpopulation von Tieren, die bestehende Luchs-Vorkommen in Europa miteinander vernetzt. Die sächsischen Luchse sollen vor allem die bislang voneinander isolierten Populationen im Harz mit denen im Bayerischen Wald und Böhmerwald (Tschechien) miteinander verbinden. Vielleicht schaffen sie über das Riesengebirge sogar eine Verbindung zu den in den Karpaten lebenden Tieren. Tatsächlich trieb sich zwischen 2013 und 2019 bereits ein männlicher Luchs in unserer Region herum, auch bekannt unter dem Namen Fidelius. Er konnte mehrmals nachgewiesen werden, traf aber leider auf keine Partnerin.

Insgesamt 20 Luchse sollen in den nächsten Jahren im Rahmen des vom Sächsischen Landesamt für Umwelt, Landwirtschaft und Geologie (LfULG) durchgeführten und vom Senckenberg Museum für Naturkunde in Görlitz koordinierten Projektes ihre Heimat in Sachsen finden. Ausgewildert werden sie im Westerzgebirge und, sollten sie dorthin von uns aus ihren Weg nicht alleine finden, auch in der Sächsischen Schweiz. Neben Wildfängen aus dem Schweizer Jura und Nachzuchten aus Tierparks, die mit möglichst wenig menschlichem Kontakt aufgezogen werden und sich besonders scheu verhalten, kommen hierfür auch Waisenluchse infrage. Das sind Luchskinder, die verwaist ohne Mutter aufgefunden und anschließend in speziellen Aufzuchtstationen bis zur Auswilderung aufgezogen werden. Die wild gefangenen Luchse kennen das Leben in der Freiheit und haben alles dafür Notwendige gelernt, das ist ihr großer Vorteil. Doch um genetisch möglichst unterschiedliche Luchse zu haben und um nicht zu viele Tiere aus bestehenden Vorkommen in der Schweiz oder anderswo zu entnehmen, sind die im Gehege aufgezogenen Luchse ebenfalls wichtig. Für die Schweizer Wildfänge bedeutet der Umzug vom Schweizer Jura in die hiesigen Wälder ohne Frage auch enorm viel Stress, das einzelne Tier hat für sich persönlich von der ganzen Sache nichts und sie werden auch nicht nach ihrer Meinung gefragt. Doch nach dem Stress von Fang, Quarantäne im Tierpark und Reise nach Sachsen scheinen sich die beiden Luchsinnen nun wohlzufühlen im Erzgebirge und haben sich gut erholt. Für den Erhalt ihrer Art in Mitteleuropa haben sie ungefragt eine Schlüsselrolle zugewiesen bekommen.

Die Luchse tragen nach ihrem Umzug ins Westerzgebirge GPS-Halsbänder und senden nun ungefähr ein Jahr lang regelmäßig ihren Standort an das Projekt-Team. So können die WissenschaftlerInnen sehen, wo sich die Luchse in der Landschaft bewegen, wo sie Beute gerissen haben und ob sie sich in der Paarungszeit begegnet sind. Auf diese Weise kann auch kontrolliert werden, wie erfolgreich die Wiederansiedlung ist. Bei den beiden Tieren Nova und Juno zeigte sich anfangs auch der Unterschied zwischen Wildfang und Aufzucht im Gehege: Wäh-

rend Nova erkundungsfreudig direkt große Distanzen zurücklegte, konnte Juno seine ungewohnte Freiheit offenbar gar nicht fassen und blieb deutlich länger nah am Auswilderungsort. Mittlerweile hat auch er jedoch ein größeres Gebiet erkundet und kann auch selbständig Beute machen – was Rehe angeht, scheint er auf den Geschmack gekommen zu sein.

Das Halsband nimmt alle vier Stunden den Standort der Luchse auf und schickt diese Information einmal am Tag an die ForscherInnen. Doch die Netzabdeckung ist nicht immer gut im Erzgebirge, manchmal sitzen die Luchse im Funkloch. Darum enthalten die Halsbänder zusätzliche einen VHF-Sender (Ultraschwellensender). Mit einem Empfängergerät und einer Antenne können sie darüber ebenfalls lokalisiert werden. Weitere Infos können über die im Wald aufgehängten Kameras – „Fotofallen“ – gewonnen werden sowie über die Suche nach indirekten Hinweisen wie Haare und Urin an Markierstellen, Losung (Kot) oder einem gerissenen Reh. Bei der Suche nach solchen Spuren können extra dafür trainierte Hunde mit ihrem guten Geruchssinn helfen.

Jäger in der Nacht - der Karpatenluchs



Die sächsischen Luchse sind Karpatenluchse und gehören damit zu einer der drei Unterarten des Eurasischen Luchses, die beiden anderen sind der in Nordeuropa beheimatete Nordluchs und der in den südwestlichen Balkanländern anzutreffende Balkanluchs. Der Eurasische Luchs ist die größte Katzenart Europas. Ausgewachsene Männchen wiegen zwischen 20 und 26 kg, die Weibchen bringen um die 17 bis 20 kg auf die Waage. Eine eigene Art und etwas kleiner als der Karpatenluchs ist der in Spanien und Portugal lebende, stark bedrohte Iberische Luchs (auch: Pardelluchs). Zudem schleicht die kleine Schwester des Luchses, die Europäische Wildkatze, als weitere Katzenart durch Deutschlands Wälder und erobert langsam immer mehr von ihrem ursprünglichen Verbreitungsgebiet zurück.

Der Karpatenluchs war einst in Ost- und Mitteleuropa weit verbreitet, wurde aber gnadenlos von uns Menschen bejagt und in vielen Teilen Europas bis Mitte des 19. Jahrhunderts ausgerottet. Begehrt war das schöne Fell dieser großen Samtpfoten, gefürchtet wurden sie als Jäger von Schafen und Ziegen und als Konkurrent bei der Jagd auf Rehe gesehen. Rehe sind die Hauptnahrung des Karpatenluchses, im Alpenraum stehen auch Gämsen auf dem Speiseplan, gelegentlich frisst er zudem Rotwildkälber, kleinere Säugetiere wie Hasen oder Mäuse sowie Vögel. Ziegen und Schafe reißt er nur sehr selten, doch es kann vorkommen. NutztierhalterInnen werden daher finanziell bei Herdenschutzmaßnahmen unterstützt und bekommen einen Schadensaus-

gleich im Fall eines Nutztierübergriffes durch einen Luchs. In Sachsen übernimmt die Fachstelle Wolf des LfULG die Rissbegutachtung, welche die Grundlage für den Schadensausgleich darstellt.



Rehbock



Vom Luchs geschlagener Auerhahn im Bayerischen Wald



Tatortspuren

Als Lauerjäger lauert der Luchs seiner Beute auf, greift sie mit den scharfen Krallen seiner Vorderpfoten und tötet sie mit einem gezielten Kehlbiß. Bei etwas größerer Beute kommt er mehrere Nächte hintereinander wieder zurück, um seine Mahlzeit fortzusetzen. Am Ende bleiben gerade mal ein paar Knochen, das Fell sowie der Verdauungstrakt übrig. Damit sein Mahl in der Zwischenzeit nicht von Raben oder Füchsen geplündert wird, scharren Luchse oft Moos oder Laub darüber, dieses Verhalten nennt man „Verblenden“. Als grobe Daumenregel lässt sich sagen, dass ein Luchs ungefähr ein Reh in der Woche als Nahrung braucht, das wären dann 50 bis 60 Rehe pro Jahr und Luchs. In einem Gebiet, in dem Luchse unterwegs sind, verhalten sich Rehe oft scheuer und heimlicher. Das macht die Jagd für menschliche JägerInnen schwieriger. Doch Luchse sind Teil des Ökosystems und haben als große Beutegreifer eine wichtige Schlüsselrolle im Nahrungsnetz. Sie beeinflussen die Wechselbeziehung zwischen Pflanzenfressern, Waldwachstum und Verjüngung maßgeblich, nicht nur durch das Dezimieren der Rehbestände, sondern auch durch ihren Einfluss auf die Verhaltensänderungen der Huftiere. Noch verstehen wir Menschen diese komplexen Interaktionen viel zu wenig, denn in unserer Landschaft waren die großen Jäger viel zu lange schon verschwunden. Auch illegale Tötungen tragen heute noch in Mitteleuropa leider dazu bei, die Luchsbestände zu dezimieren und ihre Ausbreitung zu behindern.

Luchse jagen oft in der Dämmerung und nachts, ihre Augen sind sechsmal lichtempfindlicher als die unsrigen, das gelblich-braune, gefleckte Fell tarnt sie im hohen Gras oder dichten Unterholz. Das hübsche Fellmuster ist einzigartig wie ein Fingerabdruck. Das hilft ForscherInnen dabei, die Luchse auf Fotos von Kamerafallen zum Beispiel Individuen zuzuordnen und somit die Ausbreitung der Luchse, ihre Wanderungen und Familienbeziehungen in der Region zu dokumentieren. Wozu die typischen Haarpinsel an den Ohrspitzen gut sind, wissen WissenschaftlerInnen übrigens bis heute nicht – zumindest die These, dass Luchse dadurch besser hören könnten, gilt mittlerweile als widerlegt.

Das Problem der Isolation

Ein weiterer Grund für den Rückgang der Art war der Verlust von geeignetem Lebensraum. Luchse bevorzugen große zusammenhängende Waldgebiete, die bei uns immer seltener zu finden sind. Auch wenn sie anpassungsfähiger sind als lange gedacht und auch in einer gut strukturierten Kulturlandschaft auf Wiesen und Feldern mit kleinen Wäldern dazwischen zurechtkommen können, macht ihnen vor allem die Zerschneidung der Landschaft zu schaffen. Auf seinem Weg durch unser Land trifft ein Luchs auf zahlreiche Hindernisse wie stark befahrene Straßen oder dichte Besiedlung. Das macht die Ausbreitung der Luchse und Vernetzung der bestehenden Populationen in unserem dicht besiedelten Land zu keiner leichten Aufgabe.

Die drei Hauptvorkommen von Luchsen in Deutschland im Pfälzerwald, im Harz und im Bayerischen Wald gehen alle auf Wiederansiedlungsprojekte zurück. Doch die Populationen sind zu klein und können isoliert voneinander nicht langfristig überleben. In Deutschland findet sich der Luchs daher in der Roten Liste Kategorie „vom Aussterben bedroht“. Damit die kleinen Vorkommen miteinander verbunden werden und auch ein genetischer Austausch stattfinden kann, sind die Luchse in Sachsen so wichtig.

Luchse sind nicht besonders ausbreitungsfreudig. Wenn die Jungluchse nach rund 10 Monaten ihre Mutter und deren Revier

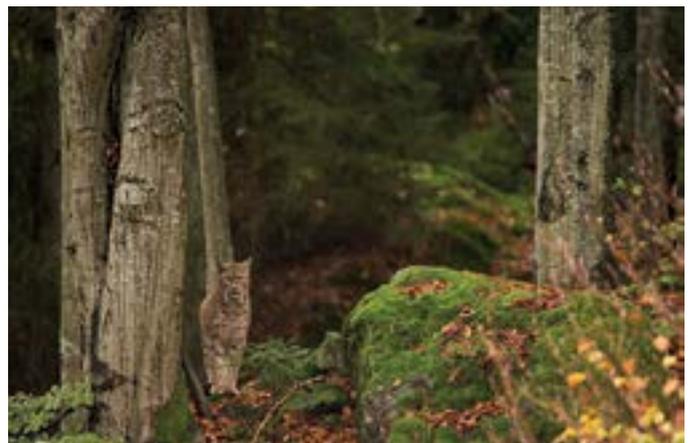
verlassen, suchen sie sich meist nicht weit entfernt ihr eigenes Territorium. Wie groß dieses ist, hängt vor allem auch davon ab, wie gut das Gebiet aus Sicht des Luchses ist – also wie viel Beute, Schlafplätze, Versteckmöglichkeiten usw. es gibt. Je mehr Nahrung und Co. auf engem Raum, desto kleiner das Revier. Zudem haben Weibchen kleinere Reviere als Männchen, deren Streifgebiete meist die von mehreren Weibchen überlappen. Die Aufteilung wird mittels Duftmarkierungen vorgenommen. Erwachsene Luchse sind Einzelgänger und nur während der Paarungszeit (März bis Mitte April) leben Kuder und Katzen einige Tage gemeinsam. Die Katze bekommt Ende Mai oder Anfang Juni ein bis vier Jungtiere, die sie an einem geschützten Platz wie zum Beispiel einer Höhle oder unter einem umgestürzten Baum zur Welt bringt. Sie ist anschließend eine alleinerziehende Mutter und lebt dann bis zu deren Abwanderung natürlich auch mit ihren Jungtieren zusammen. Nur ein Viertel aller Jungtiere erreicht das Erwachsenenalter. Und anders als beim Wolf sind beim Luchs dann weite Abwanderungsdistanzen sehr selten. Eine Besiedlung von Deutschland und die Vernetzung zu Vorkommen unserer Nachbarländer ohne menschliche Unterstützung würden daher sehr lange dauern und könnten für die kleinen, isolierten Populationen dann zu spät sein. Die sächsischen Luchse sind daher Teil eines Gesamtkonzeptes zur Verbindung der deutschen und mitteleuropäischen Luchsvorkommen. Weitere Wiederansiedlungen finden parallel im Thüringer Wald und im Schwarzwald statt. Um langfristig den Karpatenluchs in Europa zu erhalten und die bestehenden Vorkommen miteinander zu vernetzen, ist das länderübergreifende Netzwerk „Linking Lynx“ entstanden. Die Vision ist eine stabile, lebensfähige Population von den Karpaten bis zum Schweizer Jura und den deutschen Mittelgebirgen.

In diesem Jahr scheint es noch nicht geklappt zu haben mit dem Nachwuchs. Doch Nova, Alva, Juno und Chapo und Anton wissen voneinander und mit der Unterstützung weiterer Pinselohren, die nächstes Jahr ins Westerzgebirge umziehen dürfen, gibt es bald hoffentlich den ersten Nachwuchs dieser wunderschönen, faszinierenden Katzen bei uns im Westerzgebirge. Denn auch sie sind Teil unserer einzigartigen, artenreichen Landschaft, aus der sie lange Zeit verschwunden waren. Und auch wenn es äußerst unwahrscheinlich ist, diese scheuen Mitbewohner bei einem Waldspaziergang zu sehen, so können wir uns daran erfreuen, dass sie wieder da sind, durch unsere Wälder schleichen und vielleicht uns bei unserem Spaziergang aufmerksam beobachten.

Karolin Prott

Weiterführende Websites:

Vom Linking Lynx Netzwerk: <https://www.linking-lynx.org/de>
Vom Projekt RELynx - Luchse für Sachsen: <https://www.luchs.sachsen.de>



Waldbewohner in Warnfarbe - der Feuersalamander



Alle Feuersalamander-Fotos: Jan Gläßer

Nur selten hat man das Glück, einem Feuersalamander über den Weg zu laufen. Doch manchmal passiert es, dass man unverhofft den Anblick dieses kleinen Tieres mit der schwarzen und leuchtend gelben Musterung bestaunen darf. In der Dämmerung wandern diese überwiegend nachtaktiven Salamander zurück zu ihren Tagesverstecken, nach starken Regenfällen bekommt man sie auch tagsüber häufiger mal zu Gesicht. Ansonsten leben sie ein recht verborgenes Leben, jagen in der Dämmerung Käfer, Schnecken, Würmer, Spinnen und verstecken sich tagsüber zwischen Wurzeln, unter umgestürzten Bäumen, in Felsspalten oder alten Stollen. Die Überreste der Bergbaustol-



Foto: Matthias Scheffler

len im Erzgebirge kommen ihm also entgegen, nicht jedoch die monotonen Fichtenforste. Feuersalamander bevorzugen vor allem Laub-Mischwälder mit viel Totholz. Doch glücklicherweise konnte sich im Erzgebirge die Population bisher gut halten. Im Raum Aue, Schwarzenberg und Breitenbrunn konnte der Feuersalamander nahezu flächendeckend bestätigt werden, östlich der Flöha und an der Grenze zu Tschechien wurden jedoch kaum Tiere gefunden. Insgesamt ist es um die Vorkommen der Feuersalamander in Sachsen jedoch nicht gut bestellt, die Art ist auf der sächsischen Roten Liste als „stark gefährdet“ eingestuft.

Durch Sachsen verläuft auch die nordöstliche Verbreitungsgrenze der Feuersalamander, in Deutschland wird die Art von Süden nach Norden hin natürlicherweise immer seltener. Von den zahlreichen Unterarten des Feuersalamanders leben zwei in Deutschland, deren Vorkommen sich in Sachsen vermischen. Die beiden Unterarten unterscheiden sich über die gelbe Musterung, es gibt den gebänderten (oder auch gestreiften) Feuersalamander, der überwiegend in West- und Mitteleuropa zuhause ist und den gefleckten Feuersalamander, welcher seinen

Verbreitungsschwerpunkt in Mittel- und Osteuropa hat. Wie bei vielen anderen Tierarten ist auch beim Feuersalamander die farbliche Musterung einzigartig bei jedem Tier, so dass daran Individuen voneinander unterschieden werden können. So können über Fotos der erwachsenen Tiere Informationen über die Anzahl der Individuen, ihre Wanderungsdistanzen und ähnliches erhoben werden. Allerdings, ganz so einfach macht es uns die Natur natürlich nicht: Bei der gebänderten Unterart kann sich die Musterung in den ersten ein bis zwei Lebensjahren noch deutlich verändern.



Geschlechtsreif sind Feuersalamander dann mit zwei bis vier Jahren. Insgesamt können diese nur 14-23 cm langen Tierchen tatsächlich sogar in der freien Wildbahn bis zu 15 Jahre alt werden. Auch wenn sie ansonsten sehr unabhängig von Gewässern ihren Lebensraum suchen, als Amphibien brauchen Feuersalamander Wasser für ihre Fortpflanzung. Anders als andere Amphibien jedoch nicht für die Paarung, denn diese findet an Land statt. Das Weibchen kann nach einer erfolgreichen Paarung die Samenflüssigkeit des Männchens sogar mehrere Jahre in ihrem Körper aufbewahren. Das ist sehr praktisch für eine so einzelgängerische und ortstreue Art, denn dann kann es Nachwuchs geben, auch wenn sie in den folgenden Jahren keinen Partner treffen sollte. Für die Geburt wandern die Weibchen an möglichst fischfreie, saubere Bachoberläufe oder Quellbäche und -tümpel. Als einzige Amphibienart akzeptieren sie auch Fließgewässer, vor allem in den Mittelgebirgen. Glücklicherweise gibt es davon in unserer Region noch einige. Im Flachland nutzen Feuersalamander überwiegend Stillgewässer – in einer immer trockener werdenden Landschaft ist es von Vorteil, kein allzu wählerisches Tier zu sein. Denn gerade Amphibien leiden unter den zunehmend langen Trockenperioden, die auch vor Wäldern

nicht haltmachen, und unter der Zerstörung und Verschmutzung vieler Gewässer. Eine weitere Besonderheit bei der Fortpflanzung der Feuersalamander: Sie laichen nicht, sondern das Weibchen gebärt lebende Larven direkt in das Gewässer. Ausgestattet mit Kiemen und vier Beinen verbringen diese ihre ersten Monate dort und ernähren sich von Wasserinsekten, Flohkrebse und Co, bis sie dann die Metamorphose zu einem erwachsenen Tier durchlaufen und fortan durch Lunge und Haut statt über Kiemen atmen.

Die gelbe Warnfarbe auf der Haut erwachsener Feuersalamander warnt potenzielle Fressfeinde vor dem giftigen Salamander. Aus Drüsen hinter den Ohren und am Rücken können Feuersalamander das giftige Salamandrin versprühen und damit Feinde abwehren und werden daher von Füchsen oder Katzen lieber in Ruhe gelassen. Beim Menschen hat ihm das leider in der Vergangenheit nicht viel gebracht: Früher glaubte man, dass Feuersalamander in der Lage sind Brände zu löschen, vor allem wegen seines giftigen Hautsekrets. Teilweise warf man sie in großer Zahl daher ins Feuer – was wohl kaum half, um eines zu löschen. Diesem Irrglauben verdankt der Feuersalamander bis heute seinen Namen. Am besten lässt man den Salamander aber einfach wo er ist, wenn man einen trifft, und bestaunt ihn ohne Berührung gebührend.



Auch heute ist der Mensch mit seinen Aktivitäten die Hauptbedrohung für Salamander. Neben dem Verlust von Lebensraum, weil es immer weniger saubere, unverbaute Bäche, Quellen und Stillgewässer gibt und wenige totholzreiche Wälder, macht ihm der ebenfalls durch uns verursachte Klimawandel mit seiner Trockenheit zu schaffen. Hinzu kommt die Zerschneidung der Landschaft durch Straßen; Feuersalamander sind nach Igeln und Kröten die häufigsten Verkehrsoffer. Seit einigen Jahren gibt es außerdem noch einen Pilz in Europa, der den Feuersalamander in kürzester Zeit lokal bis an die Grenze der Ausrottung bringen kann. Nicht zu Unrecht trägt dieser Pilz umgangssprachlich auch den furchterregenden Namen „Salamanderfresser“. Der offizielle lateinische Name lautet *Batrachochytrium salamandrivorans*, meist wird er kurz Bsal genannt. Im Jahr 2010 tauchte er in den Niederlanden auf und rottete fast die gesamte Feuersalamanderpopulation des Landes aus, mittlerweile ist er leider auch in verschiedenen Regionen Deutschlands aufgetaucht. Auch wenn das Erzgebirge bisher verschont geblieben ist – aus dem fränkischen Steigerwald, wo der Pilz 2020 entdeckt wurde, ist es nicht weit und die Gefahr daher groß.

Ursprünglich stammt der Pilz aus Ostasien und die dortigen Salamander und Molche haben sich in einer jahrhundertelangen gemeinsamen Evolution angepasst und immunisiert. Unser heimi-

scher Feuersalamander ist ihm jedoch schutzlos ausgeliefert und wo der Pilz auftaucht, verursacht er ein trauriges Massensterben. Wie genau der Pilz nach Europa kam, ist unklar, doch die Theorie, dass es über den Handel und Import von Amphibien für Terrarien passierte, ist schlüssig. Wie auch immer es gelaufen ist, die Wahrscheinlichkeit, dass der Mensch dabei eine Rolle gespielt hat, ist sehr hoch. Der Pilz befällt auch Molche, allerdings scheinen diese ihn besser abwehren zu können und überleben teilweise – wieso, das ist ungeklärt. Feuersalamander hingegen sterben innerhalb weniger Tage qualvoll. Der hochansteckende Bsal-Pilz zerfrisst die Haut der Tiere, die aber überlebenswichtig für die Atmung und Regulierung der Feuchtigkeit ist und zudem eine Barriere gegen andere Infektionskrankheiten darstellt. Auch für Laien sind die kraterförmigen Läsionen auf der Haut zu erkennen, zudem verhalten sich die Tiere oft merkwürdig, torkeln beispielsweise tagsüber bei Hitze in der Sonne über die Straße. Momentan sieht es nicht danach aus, als würden unsere Salamander Resistenzen gegen ihren schlimmsten Feind entwickeln können. Zwar lassen sich Tiere in Gefangenschaft mit Medikamenten heilen, aber im großen Stil für die freie Wildnis ist das natürlich nicht praktikabel. Wichtig ist vor allem, dass sich der Pilz möglichst nicht ausbreitet – gut ausgetrocknete Wanderschuhe, ggf. mit desinfizierten Sohlen können da schon viel helfen, um den Pilz nicht in neue Gebiete zu verschleppen und weitere Tiere zu gefährden. Noch scheint die Gefahr aber nur langsam in das Bewusstsein von Bevölkerung und Behörden vorzudringen. Dabei gäbe es Konzepte aus anderen Ländern, die man sich anschauen könnte. In Neuseeland beispielsweise werden Wandernde auf einigen Wegen durch extra Reinigungsstationen für Schuhe geleitet, um die Verbreitung der durch einen Pilz verursachten Kauri-Wurzelfäule, welche die größte Baumart Neuseelands befällt, vor Ort einzudämmen. Vor allem in touristisch viel genutzten Wanderregionen wäre das einen Versuch wert, der von einigen Biologen schon vorgeschlagen wurde. Denn der Verlust jeder Art in unseren Lebensräumen ist eine Tragödie, egal wie zurückgezogen sie lebt, wie klein oder langweilig, giftig oder wunderschön sie ist. Und der Feuersalamander gehört, genau wie andere Amphibien, sicher zu den Arten, über die wir vieles noch nicht einmal wissen, so verborgen führen sie ihr faszinierendes Leben. Und dabei sind sie gerade für das Erzgebirge eine passende Symbolart für die mögliche Verzahnung von Bergbau und Naturschutz. Denn durch den Bergbau entstandene Stollen und Wassergräben wie der Schneeberger Floßgraben, an dem der Feuersalamander wahrscheinlich seine derzeit stabilste Population in der Region hat, sind wichtige Bestandteile seines Lebensraums geworden.

Karolin Prott



Schneeberger Floßgraben, Foto: Matthias Scheffler

Vom Geruch und Geschmack der Bergwiesen



Bergwiese in Wildenthal, Foto: Matthias Scheffler



Tagpfauenauge, Foto: Matthias Scheffler



Wer im Frühsommer durch die Landschaft des Erzgebirges spaziert, kommt früher oder später an einer blütenbunten Wiese vorbei. Aromatisch duften die Kräuter in der Sonne, Schmetterlinge gaukeln von Blüte zu Blüte, allerlei andere Insekten summen vorbei. Es gibt nicht mehr viele dieser wunderbaren Flecken, in ganz Deutschland sind sie verschwunden in den letzten Jahrzehnten, mussten weichen für intensivere Landwirtschaft oder wurden nicht mehr gemäht und beweidet und wurden mit der Zeit von Büschen und Bäumen überwuchert oder auch aufgeforstet. Auch im Erzgebirge gibt es diese Entwicklung, doch noch findet man diese bunten Bergwiesen, zu denen sich der dichte Wald öffnet und Platz macht für eine ganze Welt, die zahlreichen Pflanzen und Tieren ein Zuhause bietet. Längst sind auch hier die Wiesen nicht mehr so artenreich, wie sie teilweise mal waren. Doch zwei dieser pflanzlichen Bewohner, die Sie bei einem Spaziergang an so einer Wiese durchaus noch treffen könnten, wollen wir Ihnen in diesem Text vorstellen.

Bärwurz (*Meum athamanticum*)

Der aromatische Duft, der vielleicht an Fenchel, Liebstöckel, Dill oder Maggi erinnert, wird von der Bärwurz verströmt, auch bekannt unter den Namen Bärenfenchel, Dillblattwurz oder Mutterwurz. Tatsächlich gehört die Bärwurz auch zu derselben Pflanzenfamilie wie Dill oder Sellerie, die Familie der Doldenblütler. Die vielen kleinen weißen Blüten erscheinen zwischen Mai und Ende Juni. Die feinen, fedrigen Blätter sind jedoch schon früher auf der Wiese zu finden und sind beim Zerreiben zwischen den Fingern anhand ihres Geruchs gut zu erkennen. Dementsprechend findet die Bärwurz auch heute noch Verwendung als Würzkräuter in der Küche, wenn auch vermutlich nicht mehr so häufig wie früher, denn das Sammeln von Wild-

kräutern betreiben nur noch wenige. Doch die klein gehackten Blätter schmecken gut im Quark, in der Suppe oder Soße. In der traditionellen Küche des Erzgebirges gibt es die „Körpernickel-Suppe“ mit der Bärwurz als Haupt-Gewürzkräuter und in manchem Kräuterkäse der Region findet sich ebenfalls der kräftige Geschmack der Bärwurz. Auch zur Herstellung von Schnaps eignet sich diese Pflanze hervorragend, der Bärwurz ist ein klarer Schnaps, vor allem hier in der Region und in Bayern bekannt, und wird aus den Wurzeln der Pflanze hergestellt. Doch Achtung, die Wurzeln der Pflanze dürfen, anders als ihre Blätter, auch für den privaten Gebrauch, oft nicht einfach wild gesammelt werden. Das beeinträchtigt die Pflanze natürlich in deutlich größerem Maße als das Sammeln einiger Blätter und Blüten, auch wenn hier ebenfalls mit Rücksicht und Achtsamkeit vorgegangen werden sollte. Denn durch das Schwenden der Bergwiesen verliert auch diese Art immer mehr Lebensraum, wird in unserer Landschaft zunehmend seltener und steht in Deutschland bereits auf der Roten Liste der gefährdeten Pflanzenarten. Als Wildstaude ist sie eine mehrjährige Pflanze, die jedes Jahr aus ihrem Rhizom, also ihrem Wurzelsystem, erneut austreibt und insgesamt 20 bis 40 cm hoch wird. Sie ist eine typische Pflanze der Mittelgebirge und kommt auf ungedüngten Bergwiesen und -weiden, steinigten Brachen und an lichten Waldrändern mit kalkfreien Böden vor. Als Heilpflanze ist die Bärwurz noch weit weniger bekannt als ihre Verwendung in der Küche, doch früher fanden Blätter und Wurzeln als Aufguss aufgekocht Verwendung gegen Verdauungsprobleme. Ein aus den Früchten gewonnener Tee wurde gegen Blasenkrankheiten, Appetitmangel und Migräne eingesetzt. Deutlich bekannter in der Heilkunde, dafür nicht als Würzkräuter in der Küche zu empfehlen, ist die zweite Bergwiesenblume, die wir im Folgenden

vorstellen möchten.

Es gibt zwar Förderprogramme für eine umwelt- und naturverträglichere Bewirtschaftung (in Sachsen beispielsweise die Förderrichtlinie AUK/2023), die aber offensichtlich noch nicht attraktiv genug sind, um ausreichend wirksam in der Fläche zu greifen und einen grundlegenden Wandel herbeizuführen. Wenn Landwirte mehr dafür bezahlt würden, weniger zu düngen, später und selten zu mähen, unserer Gesellschaft es wert wäre, dass Biodiversität statt Hektar finanziell gefördert werden. Dann ließe sich das Schwinden der blühenden Wiesen und ihrer pflanzlichen und tierischen Bewohner vielleicht noch aufhalten. Damit wir, genau wie Tagpfauenaugen und Mistbienen, den Geruch und Geschmack der Bergwiesen weiterhin erleben können.

Arnika (*Arnica montana*)

Die Echte Arnika, auch unter den Namen Bergwohlverleih, Engelkraut oder Wundkraut bekannt, bevorzugt ebenfalls nährstoffarme Wiesen auf kalkfreien Böden und ist mittlerweile leider sehr selten geworden. Auf der sächsischen Roten Liste wird sie als „stark gefährdet“ eingestuft. Auch ihr wird der Verlust extensiv bewirtschafteter Wiesen in unserer Landschaft zum Verhängnis. In der Vergangenheit sind jedoch bereits viele Bestände stark geschrumpft oder verschwunden, weil die als Heilpflanze geschätzte Blume zu viel gesammelt wurde. Heute sollte



man keine dieser unter Naturschutz stehenden Pflänzchen mit ihren sonnig-gelb leuchtenden Blütenköpfen mehr pflücken, sondern sich einfach an ihrem Anblick erfreuen. Für die Küche ist die Arnika sowieso nicht geeignet, sie schmeckt nicht, ist sogar leicht giftig und ihr Verzehr kann zu Übelkeit führen. Die beliebte Heilpflanze ist daher nicht für innere Anwendungen zugelassen, für einen Tee gibt es deutlich besser geeignete Bergkräuter. Auch Kühe und Schafe meiden sie, daher kann man auf manchen Weiden die gelben Blüten der Arnika, die

oft in kleinen Gruppen zusammensteht, von Mai bis August leuchten sehen. Schmetterlinge hingegen lieben die Blüten und Falter wie das Tagpfauenauge oder der Kleine Fuchs lassen sich beim Nektar Saugen beobachten. Bestäubt wird sie häufig über Mistbienen, eine weit verbreitete Schwebfliegenart. Anders als andere Heilpflanzen, ist Arnika heute noch für ihre Wirkung bekannt und beliebt, die Inhaltsstoffe ihrer Blüten wirken entzündungshemmend, desinfizierend und schmerzstillend. Sie wird zum Beispiel als Salbe verwendet, um Blutergüsse, Prellungen oder rheumatische Muskel- und Gelenksbeschwerden zu behandeln. Seit Anfang des 20. Jahrhunderts wird Arnika gewerbsmäßig angebaut, um den Bedarf zu decken und die wenigen noch existierenden Wildbestände zu schützen. Doch schon früher gehörten in jeden gut gepflegten Klostergarten einige Arnika-Pflanzen und auch in privaten Gärten im ländlichen Raum war sie häufig als Bestandteil für die pflanzliche Apotheke zu finden. In der Natur kann der dramatische Rückgang dieser hübschen Blume, die gemeinsam mit Bärwurz und vielen anderen Kräutern so typisch ist für die Wiesen und Weiden des Erzgebirges, nur aufgehoben werden, wenn endlich ein Umdenken im Umgang mit unserer Umwelt und Mitwelt stattfindet.

Karolin Protz



Bergwiese in Stützensgrün, Foto: Matthias Scheffler



Bergwiese in Breitenbrunn, Foto: Matthias Scheffler



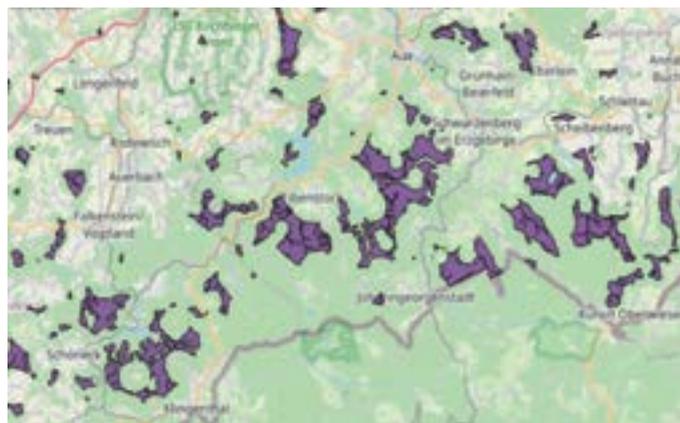
Bergwiese in Oberjügel, Foto: Matthias Scheffler

„Wu da Wälder hamlich rausch'n“ Windkraft im Wald - Fluch oder Segen?

„Wälder sollten nicht Strom produzieren, sondern Wald-Ökosystemleistungen. Das tun sie eindeutig am besten, wenn sie das machen können, wofür sie im Rahmen der Evolution optimiert wurden: Sonnenenergie in Biomasse umwandeln, humusreiche und wasserspeichernde Böden aufbauen sowie sich selbst und die Landschaft kühlen. Dafür benötigen sie keine Technik.“
Prof. Dr. Dr. h.c. Pierre Ibisch, Hochschule für nachhaltige Entwicklung Eberswalde, Mitglied im NABU-Kuratorium

Einleitung

Nicht zum ersten Mal setzen wir uns im Rahmen dieser Zeitschrift mit der Energiewende und vor allem der Windkraft auseinander und hatten ein wenig gehofft, dass wir mit den umfangreichen Ausführungen in der Ausgabe 2/2022 das Thema ausreichend behandelt hätten. Aber angesichts der neuen Entwicklungen in den letzten Monaten brennt das Thema vielen auf den Nägeln und erhitzt die Gemüter wie selten zuvor. Uns geht es nicht anders und wir sehen uns förmlich gezwungen, nochmals einige Worte zu verlieren, besonders zur Windkraft im Wald. Denn im Wald, ausgerechnet im Wald, soll sich gemäß den aktuellen Planungen bei uns im Erzgebirge der weit überwiegende Teil des Dramas abspielen. Gemäß Vorgabe des Bundes hat jedes Bundesland bis 2032 etwa zwei Prozent der Landesfläche für Windkraft zur Verfügung zu stellen – in Sachsen ist man plötzlich und unerwartet von der Postkutsche auf den Rennwagen umgestiegen und will das schon bis 2027 geschafft haben. Zu den möglichen Gebieten hat nun der Regionale Planungsverband Chemnitz Anfang dieses Jahres einen ersten Planentwurf des Raumordnungsplans Wind Südwestsachsen zur Stellungnahme veröffentlicht, der bei vielen Kommunen und in der Bevölkerung zu einem gewissen Entsetzen geführt hat



Ausschnitte Westerzgebirge Planentwurf Raumordnungsplan Wind.
Quelle: Planungsverband Region Chemnitz

Nicht zu Unrecht, wie wir glauben und wie der Kartenausschnitt für das Westerzgebirge zeigt, auf der die derzeitigen Potenzialgebiete für Windkraft ausgewiesen werden. Diese müssen einen Abstand von mindestens 1000 Meter zur Wohnbebauung haben. Außerdem wurden bestimmte Schutzgebiete (Natur- und Wasserschutz) als mögliche Standorte ausgeschlossen. Aus diesen derzeitigen Potenzialflächen sollen sich nun bis 2027 die endgültigen Gebiete herauskristallisieren, auf denen dann Windkraftanlagen errichtet werden dürfen. Es läuft also

vielen derzeit in die Richtung, dass Erzgebirge und Vogtland weit überproportional in Anspruch genommen werden sollen und dabei der Wald eine wesentliche Rolle spielen wird. Die vielen dort befindlichen Schutzgebiete (Vogelschutzgebiet, FFH-Gebiete, Naturschutzgebiete, Flächennaturdenkmale) sind von den Planungen ausgenommen, was allerdings nicht heißt, dass es nicht auch dort zu Beeinträchtigungen kommen könnte. Dieser Ausschluss gilt allerdings nicht für die großflächigen Landschaftsschutzgebiete, die nach derzeitigem Stand als Potenzialflächen massiv betroffen sind. Egal, wie sich die Dinge dann im Detail entwickeln werden, die Eingriffe in die wald-



Foto: Matthias Scheffler, Fotomontage: Jan Gläßer

reichste Landschaft Sachsens, die das Westerzgebirge darstellt, könnten gewaltig sein. Dabei sind gerade größere, zusammenhängende Waldgebiete so wichtig für die Landschaft insgesamt (siehe unten) und auch ihre Rolle für Naherholung, Tourismus, Wasserhaushalt und Wasserversorgung. Hinzu kommt, dass das Westerzgebirge vor größeren Waldschäden durch Trockenheit und Borkenkäfer, wie sie viele andere Mittelgebirge massiv getroffen haben, bisher weitgehend verschont geblieben ist. Man hat also eine Kostbarkeit vor sich, die es eigentlich zu bewahren gilt.

Stattdessen geht man (wie vielleicht nicht anders zu erwarten) den Weg des geringsten Widerstandes. Ein Großteil der Wälder, in denen die möglichen Flächen liegen, ist Staatswald und die Forstbehörden können und/oder wollen sich nicht wehren. Jedenfalls haben wir die sonst übliche Argumentation, die ansonsten gegenüber (auch weniger schweren) Eingriffen in die erzgebirgischen Wälder zu hören ist (siehe zum Beispiel den Artikel zum Birkhuhn in diesem Heft) – und die ja aus forstlicher und ökologischer Sicht durchaus ihre Berechtigung haben –, im Zusammenhang mit der Windkraft noch nicht vernommen. Da nimmt man, wenn die Pläne Wirklichkeit werden sollten, durchaus ansehnliche Eingriffe in die Wälder stillschweigend hin. Außerdem wartet eine Stange zusätzlicher Einnahmen, über die sich verständlicherweise keiner ärgert. Auch in der Bevölkerung ist vermutlich bei Vorhaben im etwas entfernten Wald weniger Widerstand zu erwarten als bei solchen direkt vor der Haustür.

Aber ohnehin, ob nun im Wald oder wo auch immer, kommt einem der Widerstand gegen Windkraftanlagen zunehmend wie der sprichwörtliche „Kampf gegen Windmühlen“ vor. Man hat geradezu zwangsläufig den armen Don Quijote auf dem Rücken seiner Rosinante vor Augen, der unentwegt mit den Ar-

men fuchtelte und heldenhaft den aussichtslosen Kampf gegen die vermeintlichen Riesen aufnimmt, ohne jedwede Aussicht, den Lauf der Dinge verändern oder gar aufhalten zu können. So ähnlich aussichtslos mag es einem auch heute vorkommen, denn es sieht ganz so aus, als mache man die Gesetze, wie man sie braucht. Das hehre und durchaus wichtige Ziel, die Verhinderung einer Klimakatastrophe, legitimiert offensichtlich für weite Teile der Politik auf EU- und Bundesebene den Erlass von (unter solch schreckeinflößenden Bezeichnungen wie Notfallverordnung firmierenden) neuen Gesetzlichkeiten. Mit einem Federstrich werden damit einst schwer erkämpfte Umweltverträglichkeitsprüfungen und andere gesetzliche Vorgaben zum Schutz von Natur und Umwelt, die in den letzten Jahrzehnten erfreulicherweise zur üblichen und für den Schutz von Natur und Landschaft hilfreichen Praxis geworden sind, geradezu eingedampft. Im Rahmen der Energiewende sind diese Errungenschaften plötzlich weitgehend nebensächlich, man erteilt der Energiewende eine Art Freifahrtschein, obwohl es sich auch hier häufig um erhebliche Eingriffe in die Umwelt handelt. Der Zweck heiligt also wieder einmal die Mittel. Man fühlt sich ein wenig erinnert an die Blütezeiten des Autobahnbaus oder die Braunkohletagebaue. Es fehlt eigentlich nur noch die Enteignung der Flächenbesitzer. Die Beteiligungsmöglichkeiten der Bürgerschaft sind damit jedenfalls massiv eingeschränkt.

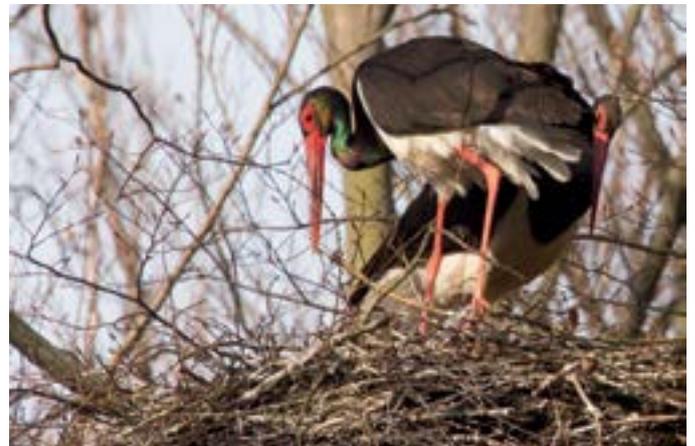
Selbst im Naturschutz ist man sich nicht einig und sendet sehr unterschiedliche Signale zum Thema Energiewende. Dass es nicht so weiter gehen kann und etwas getan werden muss gegen die Klimakrise, darüber herrscht wohl Konsens. Über die Mittel und Wege aber und dazu, wie stark die Eingriffe in Natur und Landschaft dabei sein dürfen, da gehen die Ansichten weit auseinander. Manche Naturschützer sind erstaunt darüber, wie man angesichts der aktuellen Wetterkapriolen und Umweltkatastrophen überhaupt auf die Idee kommen kann, bestimmte Maßnahmen der Energiewende in Frage zu stellen, geschweige denn abzulehnen. Und das angesichts der Aussicht, dass uns möglicherweise Naturzerstörungen und ein Artensterben gigantischen Ausmaßes drohen, gegen die die Natur- und Artenverluste der Gegenwart – auch solche infolge der Maßnahmen zur Energiewende – geradezu lächerlich und deshalb hinnehmbar sind. Andere wiederum können nicht verstehen, dass jetzt im Namen der schon sehr aktionistisch anmutenden Energiewende viele Grundlagen, Betrachtungsweisen und Errungenschaften des Naturschutzes bedenkenlos über Bord geworfen werden und die Zerstörung von Natur und Landschaft kontinuierlich weitergeht. Das alles im Wissen um viele Unklarheiten und Unwägbarkeiten bezüglich der Folgen des forcierten Energieumbaus, der stetig weiter steigenden weltweiten CO₂-Emissionen und unserer marginalen Möglichkeiten, dies zu beeinflussen. Mit der Konsequenz, dass am Ende unter Umständen die Bemühungen in Deutschland weitgehend für die Katz sein könnten und vielleicht sogar kontraproduktiv, weil sie die heimischen Landschaften schwächen und den Niedergang der biologischen Vielfalt dort weiter befeuern, was letztendlich ähnlich schwierige Probleme verursachen könnte wie der Klimawandel. Die Thematik ist komplex und die Unwägbarkeiten riesig. Wir fischen weitgehend im Trüben und die Dinge sind am Ende nicht so eindeutig, wie es sich in Politik und Medien manchmal darstellt. Denn Politik (und Gesellschaft?) haben offensichtlich ihren Weg gewählt, der dem Naturschutz in der nächsten Zeit wohl viele Sorgen bereiten wird. Bestrebungen, Naturschutz und Klimaschutz zu vereinen, sind lobenswert und wichtig und hören sich gut an, werden aber wohl eher fromme Wünsche bleiben. Die Realität spricht leider eine andere Sprache: Eine

Kröte nach der anderen müssen Naturschützer schlucken und so langsam vergeht auch den gutwilligsten Essern der Appetit. Ein besonders dramatisches Beispiel dafür ist eben die Windkraft über Wald.

Wie man den Teufel mit dem Beelzebub austreibt

Der Wald war und ist ja eine der Lieblingslandschaften des Naturschutzes und breiter Kreise der Bevölkerung im Erzgebirge. Nicht ohne Grund war das Lied „Wu da Wälder hamlich rausch'n“ die meistverkaufte Liedpostkarte des erzgebirgischen Volksdichters und –sängers Anton Günther (1876-1937) und noch heute gehört es zu den beliebtesten Volksliedern im Erzgebirge. Mit dem „rausch'n“ ist natürlich das Rauschen der Fichten im Wind gemeint und nicht das der Rotorblätter, an das damals noch nicht zu denken war und das Günther vermutlich auch nicht so liebevoll besungen hätte.

Über seine Beliebtheit hinaus gilt der Wald im Vergleich zu anderen Landschaftsbereichen als besonders artenreich und



Schwarzstorch, Foto: Jan Gläßer

naturnah – zumindest in Teilen – und war somit für die Gesellschaft lange Zeit ein Tabu für Windräder. Selbst mit Aspekten der Landschaftsästhetik konnte man früher noch punkten, was heutzutage schon fast kurios anmutet, wo kaum noch ein Fernsehfilm ohne die Präsentation rotierender Windräder bei Sonnenuntergang zu Ende geht und der Ministerpräsident im Südwesten Deutschlands vor Begeisterung für diese „schönen Maschinen“ förmlich dahinschmilzt wie Schokolade in der Sommersonne. Vor einem reichlichen Jahrzehnt begann sich der Wind zu drehen. Der Widerstand für Windkraftanlagen in Ortsnähe war groß, der Ausbau stagnierte und konnte nach dem abrupten Beschluss zum Ausstieg aus der Atomkraft nicht mit den hohen Erwartungen und Zielen Schritt halten. Nach und nach gaben einige Bundesländer die Wälder frei. Allerdings agierten sie sehr unterschiedlich. In Sachsen war man sich sogar im Koalitionsvertrag 2019 noch einig, dass Windkraft nicht in den Wald gehört. Auch das ist leider Vergangenheit.

Seit 2022 sind in Bund und Ländern alle Dämme gebrochen. In einem förmlichen Überbietungswettbewerb sehen sich Naturschutz und Bürger fast flächendeckend damit konfrontiert, dass der Wald vermehrt für die Energiewende in Anspruch genommen werden soll. Dabei ist eigentlich immer noch unstrittig, dass die Wälder weltweit zu den wirksamsten natürlichen Mitteln und damit wichtigsten Weggefährten bei den Bemühungen zählen, die klimatischen Veränderungen einigermaßen im Rahmen zu halten. Sie sind u.a. wichtige natürliche CO₂-Speicher und liefern mit dem Holz einen in vielerlei Hinsicht sehr wertvollen Rohstoff – bei angemessener Verwendung auch aus klimatischer Sicht. Logisch betrachtet sollte also alles daran gesetzt werden, Wälder möglichst umfassend zu bewahren oder

besser noch auszuweiten, vor Zerstörung und Störungen zu schützen und resilient für die Herausforderungen der Zukunft zu machen. Das gilt nicht nur für die tropischen Regenwälder, sondern auch für die im eigenen Umfeld.

Stattdessen macht man den Wäldern das Leben noch schwerer als es ohnehin schon ist: Zu einer häufig sehr intensiven Bewirtschaftung mit schwerer Technik, die den Boden verdichtet



Foto: Matthias Scheffler

und den Wald in einen Flickenteppich aus Ernteflächen, Rückegassen und Zufahrtswegen verwandelt und ihn im hohen Maße zerschneidet, kommen nun noch Windparks hinzu, die ihn durchlöchern wie einen Schweizer Käse. Und diese Löcher sind wiederum verbunden durch ein Netz von Zuwegungen erschreckenden Ausmaßes, da sie dem Transport der gewaltigen Bauteile gewachsen sein müssen und in ihrer Zerschneidungs-



Bild: Andreas Winkler

wirkung und ihren Randeffekten mit unserem Straßennetz durchaus vergleichbar sind. Die Industrialisierung der Wälder nimmt also ihren Lauf und der Vergleich mit der Landwirtschaft mit ihren bedenklichen Nebenwirkungen dürfte bei allen Unterschieden durchaus seine Berechtigung haben. Schmerzlich ist das vor allem für die Vielzahl der wilden Bewohner.

Natürlich kann man jetzt gegenrechnen, welche gigantischen CO₂-Einsparungen die Windräder im Wald zur Folge haben. Aber vielleicht sollte man erst einmal darüber nachdenken, wie Energie eingespart werden kann und ob Windräder oder andere technische Maßnahmen zur Energiewende – auch wenn dies in manchen Fällen aufwendiger und teurer wäre – nicht an anderen, unbedenklicheren Stellen, an denen der Naturraum ohnehin schon zerstört oder geschädigt oder beeinträchtigt ist, besser aufgehoben sind, statt vorzugehen wie die Axt im Walde und unter Umständen mehr Schaden anzurichten als Nutzen zu bringen. Das sollten uns unsere Wälder doch eigentlich wert sein, zumal es mit den oft recht einseitig auf die CO₂-Bilanzen ausgerichteten Aufrechnungen nicht einmal ansatzweise getan ist: Gänzlich außer Acht lassen diese zum Beispiel die enorm kühlende Wirkung der Wälder – die jeder von erholsamen Waldbesuchen an heißen Sommertagen oder auch schon von

kleineren Baumbeständen wie Stadtparks oder Bäumen im eigenen Garten kennt. Der Wald als natürliche Klimaanlage wird schwer geschädigt. Zum einen durch die direkten Waldverluste und die hohen Temperaturen auf den geschotterten Zufahrtswegen oder Standflächen der Windkraftanlagen. Zum anderen durch die Schwächung der verbleibenden Wälder im Umfeld. Auch dort steigen die Temperaturen und ihnen wird Wasser entzogen. Damit werden sie anfälliger für Trockenschäden und Stürme und das Risiko für Waldbrände wächst. Dies bestätigen eindrucksvoll die Untersuchungen in den Wäldern Brandenburgs, die das Team um Prof. Dr. Pierre Ibisch von der Fachhochschule für nachhaltige Entwicklung in Eberswalde durchgeführt hat (siehe Satellitenfotos eines Teiles des Windparks bei Lieskau am Ende des Artikels).

Ähnliche Sorgen muss man sich über den Wasserhaushalt der Landschaften machen. Intakte Wälder sind enorm wichtig als eine Art Puffer bei den immer häufiger auftretenden Starkregen-Ereignissen. Geschädigte Wälder sind erheblich weniger in der Lage, bei starken Niederschlägen das Wasser im Wald zurückzuhalten und der oberflächliche Abfluss verstärkt sich. Hinzu kommen die Flächenversiegelungen und -verdichtungen durch die Anlagen und Zufahrtstraßen, die dem Wasser geradezu eine Einladung aussprechen, auf ihnen zu Tale zu rauschen, die es liebend gerne annimmt.

Eine weitere sehr bedenkliche Folge derartiger Eingriffe betrifft die Rolle von Wäldern als „Wettermacher“, als maßgebliche Faktoren für die Wolkenbildung und Niederschläge. Wolken bilden sich bekanntlich nicht nur über den Meeren und anderen Wasserflächen, sondern zu einem durchaus nicht unerheblichen Teil über Wäldern. Wälder beeinflussen damit Temperaturen und Niederschläge sowohl im näheren Umfeld als auch in weiterer Entfernung. Auch diese Waldfunktion wird durch Windparks erheblich geschwächt. Leider scheint die Rolle unserer Wälder als Klimaregulator und wichtigster Teil des ökologischen Grundgerüsts unserer Landschaft für Teile der Öffentlichkeit und die Entscheidungsträger nicht relevant zu sein. Man scheint noch nicht bemerkt zu haben oder will es nicht wahrhaben, welchen Tanz auf dem Vulkan wir hier vollführen und welches wertvolle „Porzellan“ wir dabei zerschlagen.

Widerstand ist Pflicht

Windräder und Wald sind aus Naturschutzsicht nicht vereinbar. Die Verrenkungen – an denen sich der NABU Sachsen übrigens nicht beteiligt, der Windkraft im Wald eindeutig und entschieden ablehnt –, die auch Naturschutzverbände zuweilen machen, um sie irgendwie unter einen Hut zu bringen, bleiben uns bei allem Bemühen um Verständnis anderer Geisteshaltungen fremd. Man wird damit weder dem Naturschutz noch dem Klimaschutz gerecht. Wenn man bei Eingriffen durch Windkraftanlagen die Belange des Natur- und Artenschutz per Dekret im Grunde auf die Auswirkungen auf einige Greifvogelarten zusammenstreicht und diese sozusagen als Verhandlungsmasse übrig bleiben, dann werden solche Aussagen wie „Klimaschutz ist Artenschutz“ ad absurdum geführt. Man greift mit Windparks im Wald (keinesfalls mit Samthandschuhen) in Naturräume und komplexe Ökosysteme mit einem vielfältigen, vernetzten Leben ein und schädigt sie schwer, einschließlich all der Wohlfahrtswirkungen und Funktionen, die wir ansonsten am Wald so gerne in den Himmel heben. Je mehr Wälder durch Windparks degradiert werden, desto stärker wird zudem der Druck auf andere Wälder angesichts der vielfältigen Ökosystemleistungen, die wir von ihnen erwarten.

Das Ganze passiert ausgerechnet in einem Lebensraum, der in

vierlei Hinsicht doch so hilfreich sein könnte bei unseren Bemühungen, die klimatischen Veränderungen abzumildern. Und all das sollten wir klar und deutlich zum Ausdruck bringen.

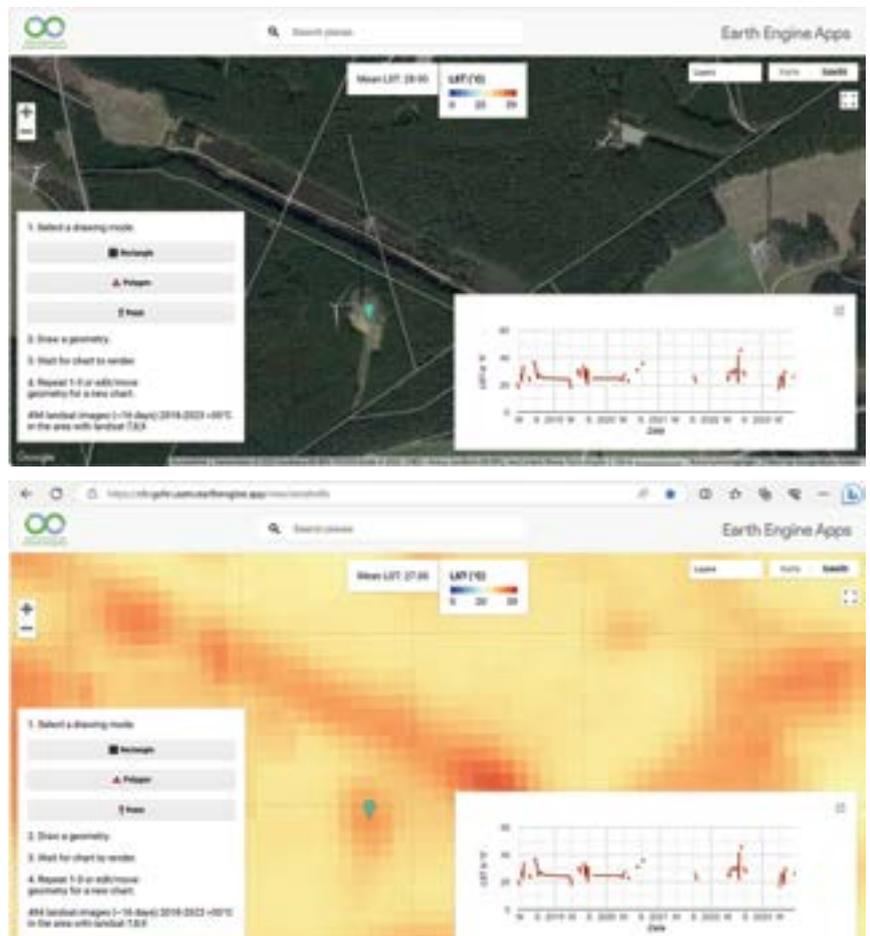
Auch wenn man derzeit vielleicht nicht sonderlich optimistisch sein sollte, weil viele Bemühungen zur Verhinderung von Windkraft im Wald ins Leere laufen dürften, so ist Widerstand von Seiten des Naturschutzes, gemeinsam mit der betroffenen Bevölkerung, unverzichtbar. Eine seiner wesentlichsten Aufgaben besteht in unseren Augen darin, dazu beizutragen, die biologische Vielfalt und die Resilienz der Ökosysteme vor Ort, also in der Region zu bewahren. Windräder im Wald sind dabei sicher nicht hilfreich.

Matthias Scheffler

Literatur/Quellen:

Peter Wohlleben, Pierre L. Ibisch (2023): Waldwissen. Ludwig Buchverlag.

Der Wald bei Lieskau aus der Luft betrachtet (rechts): Die Windräder und die notwendigen Zuwegungen haben die geschlossene Kronendecke durchlöchert – mit Folgen für das Waldinnenklima, denn die freigestellten Bereiche sind deutlich wärmer (Unteres Bild: je höher der Rotanteil, desto wärmer die Fläche). Abbildungen: Charlotte Gohr, Centre for Ecomics and Ecosystem Management, HNEE.



Natur- und Kulturerbe im Dialog *LEADER-Projekt zum Thema Bergbau und Natur*



Neustädter Bergbaulandschaft 1929, Foto: Walter Möbius
Quelle: Deutsche Fotothek (SLUB)

Im Jahr 2019 wurde das im starken Maße auf den Bergbau zurückgehende Kulturerbe des sächsischen und böhmischen Erzgebirges gewissermaßen „geadelt“, indem Teile der Region von der UNESCO zum Weltkulturerbe „Montanregion Erzgebirge“ ernannt wurden. Erfreulicherweise hat aber unsere Region trotz der – maßgeblich durch das Montanwesen begründeten – für ein Mittelgebirge ungewöhnlich hohen Dichte an Städten und Dörfern, an Industrie und Verkehr noch einen erstaunlichen Naturreichtum und eine beachtliche Vielfalt an Pflanzen und Tieren aufzuweisen. Eine Stärke und ein Reichtum, der in unseren Augen gleichrangig neben dem Kulturerbe stehen und ent-

sprechend gewürdigt werden sollte (siehe dazu auch den einleitenden Artikel in diesem Heft).

Im Rahmen des Projekts „Natur- und Kulturerbe im Dialog“ soll nun eine Art Brücke zwischen beiden geschlagen und ein Beitrag zu deren Bewahrung geleistet werden. Es soll verdeutlicht werden, wie eng beide im Zusammenhang und in gegenseitiger Abhängigkeit stehen und wie hoch ihre Bedeutung für die Naherholung, den Tourismus und überhaupt die zukünftige Entwicklung der Region ist. Im Rahmen des Projektes spielen verschiedene Formen der Öffentlichkeitsarbeit eine wesentliche Rolle, Publikationen (Broschüren, Faltblätter), Veranstaltungen, Ausstellungen, Pflanzaktionen und vieles mehr. Das Projekt wird über das Entwicklungsprogramm für den ländlichen Raum im Freistaat Sachsen (EPLR) und LEADER gefördert und vom Landschaftspflegeverband Westerzgebirge gemeinsam mit verschiedenen Projektpartnern (Stadt Schneeberg, Gemeinde Stützengrün, Evangelische Oberschule Schneeberg, NABU Aue-Schwarzenberg, Naturherberge Affalter) umgesetzt. Dabei soll sich das Projekt vor allem auf die folgenden drei Schwerpunkte konzentrieren.

Bewahrung infolge des Bergbaus entstandener wertvoller Biotope

Historische Bergbauhalden haben sich mit Trockenrasen zu wichtigen Trittsteinbiotopen entwickelt. Ebenso sind Bergbaustollen für den Artenschutz bedeutsam, denn sie sind Rückzugsorte für Feuersalamander, Fledermaus und Co. Aber auch

andere landschaftsprägende Biotope – im Raum Schneeberg beispielsweise der Filzteich, der Floßgraben und eine Vielzahl von Teichen – sind das Ergebnis des Bergbaus. Wie haben sich diese Bereiche in unserer Landschaft in den letzten Jahren entwickelt und welche Rolle spielen sie für die Tier- und Pflanzenwelt? Gibt es Defizite und was ist notwendig, um Abhilfe zu schaffen? Zur Beantwortung dieser Fragen soll das Projekt beitragen und Lösungsvorschläge zur Behebung eventueller Mängel machen.



FND „Türkschachthalde“ in Zschorlau, Foto: Matthias Scheffler

Wälder und regionale Holzverwertung

Das Westerzgebirge ist der walddreischte Landstrich Sachsens und der Wald und sein Hauptprodukt, das Holz, von hoher Bedeutung für die Entwicklung der Region. In keinem anderen Naturraum haben sich der Bergbau und seine Folgewirkungen so einschneidend niedergeschlagen wie im Erzgebirgswald. Eine Tatsache, die aber heute, wo kein Bergbau mehr betrieben wird, auf den ersten Blick durchaus nicht unmittelbar deutlich wird. Bergbau, Hammerwerke, Schmelzhütten etc. fraßen den Wald förmlich auf. Holz wurde zum knappen Gut. Der Oberberghauptmann Hans Carl von Carlowitz (1645-1714) prägte im Angesicht der massiven Übernutzung des Waldes den Begriff der Nachhaltigkeit, also nicht mehr an Holz zu entnehmen und zu nutzen als die Natur produzieren kann. Seine Bemühungen und die seiner Nachfolger waren rein flächenmäßig durchaus erfolgreich, im Erzgebirgskreis ist heute knapp die Hälfte der Fläche mit Wald bedeckt, im Westerzgebirge liegen wir noch darüber. Allerdings: Seien wir ehrlich, ohne das „Auftauchen“ der fossilen Rohstoffe wäre eine solche Entwicklung vermutlich nicht möglich gewesen. Aber von einer wirklichen Nachhaltigkeit der Waldnutzung im heutigen Sinne konnte auch so nicht die Rede sein, denn im Mittelpunkt der Bemühungen stand ausschließlich die möglichst stetige Verfügbarkeit des Rohstoffs Holz, also ökonomische Gesichtspunkte. Es entstanden anfällige Monokulturen, bestehend aus dem sogenannten Brotbaum der Forstwirtschaft, der Fichte – die derzeit erfreulicherweise zu naturnäheren, stabileren Mischwäldern umgebaut werden (müssen).

Holz ist ein Rohstoff mit ungeheuer vielfältigen Verarbeitungs- und Verwendungsmöglichkeiten. Aber fast die gesamte Ernte unserer Wälder verlässt die Region, ein beachtliches Potenzial für regionale und nachhaltige Wirtschaftskreisläufe wird kaum genutzt. Auch diesbezüglich lässt sich einiges herleiten aus vergangenen Zeiten und damit wird sich das Projekt beschäftigen, um vielleicht einen kleinen Beitrag hin zu einer wirklich nachhaltigen Waldnutzung zu leisten, bei der nicht wieder nur ökonomische Aspekte dominieren, sondern ökologische

und soziale Gesichtspunkte und nicht zuletzt der Klimaschutz gleichwertige Berücksichtigung finden.

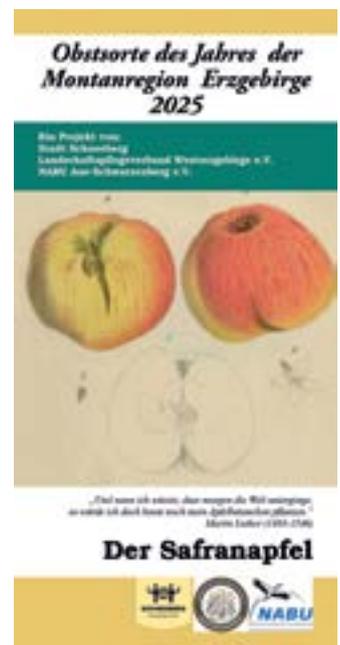
Streuobstwiesen, Obstgärten und Bergbau - Ein wenig beachteter Zusammenhang

Das Erzgebirge war aus klimatischen Gründen nie eine typische Obstbauregion mit großflächigen Obstanlagen. In unserer Gegend erfolgte der Obstanbau vorwiegend in Gärten und an Wegrändern. Die vielen in der Region lebenden Menschen brauchten etwas zu essen, auch und besonders in Krisenzeiten. Der Verdienst der Bergleute und vieler anderer Berufszweige war gering und reichte oft nicht aus für ein hinreichendes Auskommen für sich und die Familie. Man baute selbst Obst und Gemüse an und betrieb Kleintierhaltung, um die Versorgung mit Lebensmitteln aufzubessern und dabei war die ganze Familie beteiligt. Und das bis vor wenigen Jahrzehnten in einem Ausmaß, das heute kaum noch vorstellbar ist und mit einer Menge an Wissen und Fertigkeiten über geeignete Sorten und deren Verwendung einherging, die leider mehr und mehr verloren gehen.

Heute sind es eher die ökologische Bedeutung und Gesichtspunkte der gesunden Ernährung, die dem Obstbau in Hausgärten und auf Streuobstwiesen einen neuen Stellenwert verleihen und diese Form der nachhaltigen Landnutzung wieder mehr ins öffentliche und private Interesse rücken. Dies soll im Rahmen des Projektes durch konkrete Aktionen, bei denen sowohl Kinder und Jugendliche als auch Erwachsene und Senioren einbezogen werden sollen, unterstützt werden: beispielsweise der Pflanzung von Obstbäumen oder dem Anlegen ganzer Streuobstwiesen, der Pflege von Obstbäumen, der Verwertung von Obst usw.

Es macht durchaus Sinn, sich mit der Geschichte des Obstanbaus in der Region zu beschäftigen und das alte Wissen, das sich dazu in historischen Quellen finden lässt, zu bewahren, zu nutzen, aufzubereiten und zu verbreiten, denn auch das gehört zum Kulturerbe der Region.

Dazu soll ebenfalls die Wahl einer Obstsorte des Jahres der Montanregion Erzgebirge dienen. Alljährlich soll eine in der Region bewährte und heute noch empfehlenswerte Obstsorte ausgewählt und öffentlichkeitswirksam bekannt gemacht werden, nicht zuletzt, um diesen wenig beachteten Zusammenhang zwischen Bergmannsleben (im erweiterten Sinne), Selbstversorgung und Obstanbau mehr bekannt zu machen. Außerdem sollen einige Bäume dieser Sorte an geeigneten Orten, zum Beispiel im Umfeld von Fundgruben oder anderen Bergbaudenkmalen sowie an Schulen, Kindergärten oder anderen öffentlichen Flächen gepflanzt und die Bevölkerung dazu angeregt werden, diesem Beispiel zu folgen. Den Anfang macht der Safranapfel, den wir Ihnen auf der Rückseite der Zeitschrift vorstellen und schmackhaft machen wollen.



Constanze Schwabe, Matthias Scheffler

Biosphärenreservat „Westerzgebirge“ - warum?

Weshalb ein Biosphärenreservat im Westerzgebirge Sinn macht



Großer Kranichsee, Foto: Matthias Scheffler

Hintergrund

In Ausgabe 1/2023 dieser Zeitschrift haben wir uns schon einmal ausführlich mit unserer Vision, einem Biosphärenreservat im Westen des Erzgebirges, beschäftigt. In der Zwischenzeit hat sich (zumindest in dieser Hinsicht) zwar nichts Weltbewegendes getan, ein solcher Vorgang ist ein langwieriger Prozess, der Jahre in Anspruch nimmt, wie beispielsweise die Ausweisung des UNESCO-Weltkulturerbes „Montanregion Erzgebirge“ gezeigt hat. Trotzdem ist Bewegung in die Sache gekommen. Einige wichtige Entscheidungsträger in der Region haben sich dahingehend geäußert, dass sie angesichts der positiven Entwicklungen in anderen Biosphärenreservaten Deutschlands in einem solchen Gebiet durchaus Chancen und Möglichkeiten sehen, die Region weiter voranzubringen. Wobei allerdings weitere Einschränkungen von Seiten des Naturschutzes über das jetzt schon hohe Maß hinaus kritisch gesehen werden und weitgehend vermieden werden sollten. Zur Klärung dieses Problems soll nun eine Masterarbeit beitragen, die unter der Beteiligung des NABU Sachsen an der Hochschule für Technik und Wirtschaft (HTW) Dresden derzeit erstellt wird und sich u.a. mit der Abgrenzung und Zonierung eines potenziellen Biosphärengebietes im Westerzgebirge beschäftigt. Vertreter des Tourismus, die einen sanften, naturverträglichen Tourismus im Auge haben, zeigen ebenfalls großes Interesse. Es ist nun geplant, ein bestehendes Biosphärenreservat zu besuchen, um sich anhand der dort gemachten praktischen Erfahrungen ein detaillierteres Bild zu verschaffen und weitere Informationen über die Vor- und Nachteile dieser speziellen Form von Schutzgebieten zu erhalten.

Auch in den grundsätzlichen Überlegungen zur Ausrichtung und den Schwerpunkten des Biosphärenreservats gibt es einige neue Aspekte, weshalb wir Ihnen im Folgenden unser Konzept in gebündelter Form noch einmal vorstellen möchten.

Einige der aufgeführten Gedanken finden sich schon im einleitenden Artikel dieser Zeitschrift. Da wir aber nicht davon ausgehen können, dass alle Leser alle Artikel lesen und sie hier in einem etwas anderen Zusammenhang stehen, bitten wir gewisse Doppelungen zu entschuldigen.

Einleitung

In Biosphärenreservaten sollen Mensch und Natur unter einen Hut gebracht werden, sollen friedlich koalieren, könnte man sagen. Es geht um die nachhaltige Entwicklung von Regio-

nen, in denen ökologische, ökonomische und soziale Aspekte gleichrangig nebeneinanderstehen, nicht um Naturschutz-Käseglocken. Es sollen dort Modellprojekte entwickelt werden, die nach außen ausstrahlen und auch andernorts tragfähig sind, denn Nachhaltigkeit ist allerorts vonnöten, wenn wir den Anforderungen der Zukunft gerecht werden wollen.

686 anerkannte Biosphärenreservate gibt es derzeit weltweit, 16 davon in Deutschland, und man kann guten Gewissens von einer Erfolgsgeschichte sprechen. Die Entwicklungen in Biosphärenreservaten sprechen eine deutlich positive Sprache und häufig möchten die umliegenden Kommunen in die Gebiete integriert werden – wie beispielsweise im bisher einzigen Biosphärenreservat in Sachsen, der Oberlausitzer Heide- und Teichlandschaft, das derzeit erweitert werden soll.

Deutschland hat sich zusammen mit etwa 200 weiteren Staaten auf der Weltnaturkonferenz Ende 2022 in Montreal dazu verpflichtet, mindestens 30 Prozent der weltweiten Land- und Meeresfläche unter effektiven Schutz zu stellen. Mit einem Biosphärenreservat im oberen Westerzgebirge (derzeitiger Stand des Gebietsvorschlages siehe Karte am Schluss) könnte Sachsen einen wichtigen Beitrag leisten und ein deutliches Signal setzen. Auf einen besonderen Ansatz von Biosphärenreservaten sei noch hingewiesen: Es wird ausdrücklich Wert darauf gelegt, dass die jeweiligen Akteure in den Regionen von Anfang an aktiv einbezogen werden. Innovation, Ideenreichtum und die Initiative der in der Region lebenden Menschen sind von Beginn an gefragt.

Einige der wesentlichen Gründe, warum wir das Westerzgebirge als erstrebenswerte und sinnvolle Ergänzung des deutschen und weltweiten Netzes der Biosphärenreservate betrachten, möchten wir im Folgenden etwas näher beleuchten.

Die Stärken der Region

Zu Beginn sollen stichpunktartig die wesentlichen Merkmale des Naturraums Westerzgebirge skizziert werden (im nächsten Kapitel wird auf einige wesentliche Punkte noch etwas genauer eingegangen):

- o Das sächsische Westerzgebirge ist die waldreichste Landschaft Sachsens. In bestimmten Gemarkungen im Kammbereich bedeckt der für Mensch und Natur so wichtige und unentbehrliche Wald sogar über neunzig Prozent.

- o Die erzgebirgischen Hochmoore haben besonders im Bereich des Erzgebirgskammes, wo sie oft eine grenzübergreifende Einheit bilden, eine beträchtliche Ausdehnung und sind von überregionaler Bedeutung.

- o Die Region wäre zwar von Natur aus sehr arm an Standgewässern, mittlerweile ist aber das Gegenteil der Fall. Im Laufe der Jahrhunderte ist eine Vielzahl an solchen entstanden und die Region hat, besonders durch die vier Talsperren, eine außerordentlich hohe Bedeutung für die Wasserversorgung in Sachsen.

- o Hohe Bedeutung für den Natur- und Artenschutz haben die natürlichen (und auch manche künstlichen) Fließgewässer, die von den kleineren Bächen bis zu den Flüssen hin einen teils noch recht naturnahen Charakter haben. Das gilt selbst für die größeren Flüsse Schwarzwasser und Mulde, die – bis auf die Talsperren natürlich und einige Wasserkraftanlagen – relativ gering verbaut sind.

- o Besondere Höhepunkte in den Offenlandbereichen des

westlichen Erzgebirges sind die durchaus noch weit verbreiteten blütenbunten Bergwiesen und –weiden, die mit zunehmender Höhenlage, wo die Grünlandwirtschaft dominiert, häufiger und botanisch immer interessanter werden.

o Das Gebiet ist in weiten Teilen Bestandteil des Naturparks Erzgebirge/Vogtland und weist eine Vielzahl an Schutzgebieten auf (NSGs, FNDs, LSGs, FFH- und Vogelschutzgebiete, DBU-Naturerbe).

Die Besonderheiten im Netz der Biosphärenreservate in Deutschland

Zu den wichtigsten Kriterien, die für eine Aufnahme ins bestehende Netz der Biosphärenreservate erfüllt werden müssen, zählt die sogenannte Repräsentativität. Das heißt, es muss sich um ein Gebiet handeln, das Landschaften und Lebensräume aufweisen sollte, die das bestehende Netz der bisher integrierten typischen Kulturlandschaften erweitert. Das Westerzgebirge könnte aus unserer Sicht eine solche Ergänzung sein, weil es einige Besonderheiten aufzuweisen hat:

o Durch seine großflächigen und in weiten Teilen vergleichsweise intakten Hochmoorlandschaften. In gestörten Bereichen hat man in den letzten Jahrzehnten bei der Renaturierung beachtliche Erfolge erzielt.

o Im Westerzgebirge dominieren zwar auf den ersten Blick die Fichtenmonokulturen. Nirgendwo sonst ist man jedoch beim Umbau zu naturnahen, resilienteren Mischwäldern so weit vorangekommen wie im Westerzgebirge. Zudem sind die Wälder vergleichsweise intakt, gemessen an anderen Mittelgebirgen, die in den letzten Jahren stark von Schadereignissen betroffen waren. Das gilt auch für die autochthonen Fichtenwälder in den höheren Lagen und klimatisch ungünstigen Tallagen, die unbedingt schützenswert sind.

Große Teile der Wälder befinden sich im Eigentum des Freistaats.

Nicht ganz unwesentlich ist auch der Sachverhalt, dass sich in der vorgeschlagenen Gebietskulisse das DBU-Naturerbe-Gebiet „Hartmannsdorfer Forst“ befindet, bei dem es sich zum Großteil um Waldflächen handelt, die nach einer Übergangszeit der natürlichen Entwicklung überlassen werden sollen.

o Das Westerzgebirge ist eine besonders niederschlagsreiche Region mit hydrologischen Besonderheiten, die dem Naturraum Westerzgebirge für weite Teile Sachsens eine enorme Bedeutung hinsichtlich Wasserhaushalt und Wasserversorgung verleiht, die angesichts der zunehmenden Trockenheit durch die klimatischen Veränderungen und die damit einhergehende Wasserverknappung in vielen Regionen noch erheblich zunehmen dürfte.

o Das sächsische und böhmische Erzgebirge wurde 2019 zum UNESCO-Weltkulturerbe „Montanregion Erzgebirge“ ernannt. Kultur- und Naturerbe stehen im engen Zusammenhang. Der Bergbau konnte dieses ungewöhnlich hohe Ausmaß nur erreichen, weil die Region die Voraussetzungen dazu bot (Waldreichtum, Wasserreichtum). Umgekehrt veränderte er die Landschaft, insbesondere die Wälder und die Fließgewässer, grundlegend.

o Eine weitere Folge des Bergbaus ist der bis heute sehr hohe Grad an Industrialisierung und Besiedlung. Das Erzgebirge ist das am dichtesten besiedelte Mittelgebirge Deutschlands. Gerade auch der westliche Teil zeichnet sich durch ein Konglomerat aus dicht besiedelten und wenig besiedelten Naturräumen aus, was eine erstaunlich vielfältige und abwechslungsreiche Landschaft im Gepäck hat.

o Ein interessanter Aspekt ist die Grenznähe zu Tsche-

chien. Das böhmische Westerzgebirge hat große Ähnlichkeiten, aber auch große Unterschiede zum sächsischen Teil, sowohl vom Naturraum her als auch in der Art der Landnutzung und dem Grad der Besiedlung. Dies schlägt sich u.a. in einer hoch interessanten Weise in Eigenart und Zustand der Tier- und Pflanzenwelt nieder.

Perspektivisch wäre es deshalb sehr wünschenswert, wenn – ähnlich wie im derzeit einzigen grenzübergreifenden Biosphärenreservat Deutschlands Pfälzerwald / Nordvogesen – ein grenzübergreifendes Gebiet entstehen könnte.

Die möglichen Handlungsfelder

Aus den Ausführungen leiten sich aus unserer Sicht ohne jedweden Anspruch auf Vollständigkeit folgende mögliche Handlungsfelder ab:

o Eine naturverträgliche Bewirtschaftung der Wälder, orientiert an Widerstandsfähigkeit gegen klimatische Veränderungen, hohe biologische Vielfalt und weitere Ökosystemleistungen wie Wasserhaushalt, Bodenschutz und Erholungsvorsorge, eng verbunden mit einer möglichst regionalen und klimafreundlichen Nutzung des nachwachsenden Rohstoffs Holz,

o eine naturverträgliche Bewirtschaftung der Wiesen und Weiden, verbunden mit der regionalen, kooperativen Vermarktung der dabei erzeugten Lebensmittel,

o einem naturnahen Tourismus/ Naherholung, die sich an der Bewahrung des Naturraums orientieren und bei dem man die diesbezüglichen Stärken der Region in den Mittelpunkt stellt,

o eine Umwelt- und Naturbildung, die unsere Kinder und Jugendlichen wieder nach draußen in die Natur führt und sie in all ihren Formen hautnah erleben lässt,

o Städte und Dörfer, die den neuen klimatischen Anforderungen, dem Wasserhaushalt und dem Erhalt der biologischen Vielfalt gerecht werden und attraktive Lebensbedingungen für die in ihnen lebenden Menschen und ihre wilden Mitbewohner bieten.

Ausklang

Wir glauben fest daran, dass ein solches Biosphärenreservat im Westerzgebirge für die zukünftige Entwicklung der Region in diesen ungewissen Zeiten in vielerlei Hinsicht sehr förderlich wäre. Es könnte einen gewichtigen Beitrag zu einem gedeihlichen Neben- und Miteinander von Natur- und Kulturerbe, von Pflanze, Tier und Mensch und zu einer wirklich nachhaltigen Nutzung der Naturressourcen leisten. Ein hehres Ziel, das nicht vom Himmel fallen dürfte, sondern für dessen Umsetzung es viele engagierte Mitstreiter braucht.

Matthias Scheffler



Blick auf Sosa, Foto: Matthias Scheffler

Der Safranapfel

Obstsorte des Jahres 2025 der Montanregion Erzgebirge

Wenn man eine Apfelsorte sucht, die es sozusagen schon eine halbe Ewigkeit in der Gegend gibt, sich in jeder Hinsicht bewährt hat und damit für einen Anbau in heutiger Zeit wärmstens empfohlen werden kann, dann steht der Safranapfel mit an vorderster Front. Der Safranapfel ist eine recht alte Sorte, deren genaues Alter und dessen Herkunft aber nicht sicher bekannt sind. Einen erstaunlich frühen und geradezu einmaligen Beleg für sein Vorkommen in unserer Region liefern die Ausführungen des berühmtesten unter den Chronisten des Erzgebirges: Christian Lehmann (1611-1688), der fleißig die Feder schwang und zu unser aller Freude und Gewinn festhielt, was um ihn herum so vor sich ging, nicht nur in Politik und Gesellschaft, sondern auch in der Natur. Dabei hielt er sich, wie wir gleich lesen werden, auch nicht mit Vorschlägen zur Pflanzung von Bäumen und insbesondere Obstbäumen zurück, an denen man sich heute durchaus ein Beispiel nehmen könnte:

„Was die Obst- und andere zahme Bäume belanget/ wäre zu wünschen/ daß sie in grösserer Menge gepflanzet würden/ und besser vorkommen möchten. Anno 1556. wurde unter andern in der erneuerten Churfürstl. Holtz-Ordnung Artic. XXV. geboten/ die Unterthanen solten jährlich hier im Gebirge Weiden/ wilde Obst-Bäume/ und Pappeln zeugen/ das Schwartzemberger Ampt ihnen eine Anzahl aufgeben und besichtigen/ was sie gepflanzet. Ich erinnere mich darbey derjenigen löblichen Ordnung/ welche an andern Meißnischen Orten erbaulich eingeführet/ daß auf dem Lande keinem jungen Bauerkerl zu heyrathen erlaubet ist/ ehe und bevor er erwiesen/ daß er eine gewisse Anzahl Bäume gepflanzet habe. Es wäre höchstnötig und nützlich/ daß diese löbliche Gewohnheit/ allerhand Obst- und nutzbare Bäume in angelegten Gärten/ auf die Nachkommenschaft/ zu pflanzen/ auch hier im Ober-Erzgebirge möchte eingeführet werden/ sonderlich an denjenigen Orten/ die von grimmigem Frost und Schnee nicht so viel Anstoß leiden/ auch mildern und fruchtbaren Boden haben. In dessen müssen wir uns vergnügen mit wenigen Obst-Bäumen/ als da sind 4 erley Kirschen/ Haber- und Stein- Kirschen/ süsse Kirschen/ Weichseln und Amarellen. Ferner allerhand Art Birn/ darunter ... Aepfel sind auch unterschiedlich bey uns/ als Porstäpfel/ süsse Aepfel/ Stetin- und Saffran-Aepfel ... Der Pflaumen Arten sind folgende ... Welsche Nußbäume/ Quitten/ Pfirsing und Arelsbäume wollen die hiesige rauhe Luft/ besonders an hochgelegenen Orten/ nicht vertragen. Mispeln werden bisweilen reiff. Den übrigen Mangel ersetzen wir mit Linden und Vogelbeer-Bäumen/ Holunder und Nußstauden. Daß aber auf mildern Boden des Gebirges allerley gute auch fremde Bäume bekommen/ erweist der offtpriesene Drebachische Garten augenscheinlich.“
Christian Lehmann, „Historischer Schauplatz derer natürlichen Merkwürdigkeiten in dem Meißnischen Ober-Erzgebirge“, 1699



Quelle: Obstsortendatenbank (BUND Lemgo)

Alle bei Lehmann aufgeführten Apfelsorten – im Zitat wie alle anderen Obstsorten aus Platzgründen weggelassen – sind vom Namen her nicht identifizierbar, bis auf den Borsdorfer Apfel und besagten Safran. Für das 18. Jahrhundert ist dieser auch im Vogtland belegt, wobei Waldkirchen bei Lengenfeld eine Hochburg gewesen sein soll. Im 19. Jahrhundert wurde die Sorte dann in Westsachsen und Ostthüringen durchaus häufig angebaut. Im 20. Jahrhundert allerdings verlor er dann an Bedeutung und es finden sich heute nur noch wenige alte Bäume im Vogtland und im Westerzgebirge, hier vor allem in Dittersdorf bei Lößnitz. Die Gründe hierfür stehen in den Sternen. Auch die Namensgebung liegt im Dunkel der Geschichte. Vielleicht heißt er ja wegen der safrangelben Farbe der Früchte so wie das teuerste Gewürz der Welt.

Zu den Eigenschaften der Frucht und deren Verwendung werfen wir wieder einen Blick in die historischen Quellen, da man das früher ohnehin noch besser aus eigener Erfahrung wusste als wir heute. Im „Illustrierten Handbuch für Obstkunde“ aus dem Jahr 1875 (Lucas, E.; Oberdieck, J.G.C.) findet sich folgende interessante Passage:

„Reife und Nutzung: Dezembar und den Winter hindurch; sehr haltbar. Ein guter Tafel-Apfel; und vortrefflicher Wirtschafts-Apfel zu jedem Gebrauch. Christ nennt ihn eine delikate Tafelfrucht. Baum: groß, mit schöner Krone, sehr tragbar und zu Anpflanzungen im Freien zu empfehlen. Er ist auch dauerhaft und gegen Fröste wenig empfindlich, wird auch fruchtbar. - Christ sagt a. a. O., daß man im Pleißenthale anderthalbhundertjährige Stämme antreffe und er der einzige blieb, der dem härtesten Frost widerstand, der im vorigen Jahrhundert dreimal alle Fruchtbäume zerstörte.“ Lobendere Worte lassen sich kaum finden und bessere Werbung kann man eigentlich nicht machen für einen Apfel: Er sieht gut aus, schmeckt ausgezeichnet und lässt sich zu allen Schandtaten gebrauchen, übrigens auch als Weihnachtsapfel für den Gänsbraten. Es bleibt ein wenig rätselhaft, warum der Safranapfel gewissermaßen zu einer Seltenheit geworden ist. Hoffen wir also auf eine Renaissance dieses anspruchslosen, ausgesprochen frostharten und schönen Baumes, was ihn auch für unsere Region besonders geeignet macht. Pflanzen Sie also einen Safran, Sie werden es nicht bereuen!

Constanze Schwabe, Matthias Scheffler

Literatur/Quelle:

Pomologenverein e.V., Landesgruppe Sachsen (Hrsg.) (2016): „Safranapfel. Sächsische Obstsorte 2017“. Als PDF im Internet.



Foto: Matthias Scheffler